



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

MILLER  
RTYMB  
.G-512  
1891  
7



























Die  
**Symbolik der Bienen**  
und ihrer Produkte

in

Sage, Dichtung, Kultus, Kunst und Bräuchen  
der Völker

für

wissenschaftlich gebildete Imker sowie alle Freunde des klassischen  
Altertums und einer ästhetischen Naturbetrachtung

nach

den Quellen bearbeitet

von

**Joh. Ph. Glock.**

Motto: Parva licet componere magnis.  
(Virg. Georgic. IV, 276.)



Heidelberg.

Verlag der vorm. Weiß'schen Universitäts-Buchhandlung

Theodor Groos.

1891.

**Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen ist vorbehalten.**

PTYNIB  
.G.572  
1891  
T





Von dem  
unter dem allerhöchsten Protektorate  
Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin  
**Elisabeth von Österreich**  
stehenden  
**Wiener Bienenzüchter-Verein**  
mit dem L. Preise gekrönt.

„Einst ward Eros, der Dieb, von den zornigen Bienen gestochen,  
Als er Honig dem Korb entwendete. Vorn an den Händen  
Hatten sie all' ihm die Finger durchbohrt; er blies sich die Hände,  
Schmerzvoll, sprang auf den Boden und stampfte. Jezo der Kypris  
Zeigt' er das schwellende Weh' und jammerte, daß so ein kleines  
Tierchen die Biene nur sei und wie mächtige Wunden sie mache.“  
Lächelnd die Mutter darauf: „„Bist du nicht ähnlich dem Bienlein?  
Schau, wie klein du bist und wie mächtige Wunden du machest!““  
(Theokrit, überf. von F. S. Wolf.)

Das Original des nebenstehenden Lichtdrucks befindet sich in dem königlichen Museum in Berlin (Nr. 1190) und ist bis jetzt für die Kunstwelt noch nicht vervielfältigt worden, also hier erstmals reproduziert.











Amor, der Sonigdieb, und Venus von Lukas Cranach dem Älteren.









# Inhaltsübersicht.

---

Einleitung: Die mythologische und ästhetische Bedeutung der Symbolik . . . . .	Seite 1
---	------------

---

## Erster Teil.

### Die symbolische Natur der Bienen.

Erstes Kapitel: Zeugen aus allerlei Volk . . . . .	9
Zweites " Die Wunder der Bienenstadt . . . . .	20
Drittes " Die Haupt-Grundgesetze des Bienenstaates . . . . .	33
Viertes " Der Bienen Blumenfahrt . . . . .	51
Fünftes " Viel Feind' — viel Ehr' . . . . .	60
Sechstes " „Das Schwärmen“ ist des Imkers Lust . . . . .	69
Siebentes " Wie die Bienen Hochzeit halten . . . . .	77
Achtes " Unsere Bienen in Australien . . . . .	82
Neuntes " Eine steirische Bienenmutter oder wie die Bienen ein Haussegen werden . . . . .	89

---

## Zweiter Teil.

### Die Symbolik der Bienen bei den vornehmsten Kulturvölkern.

Erstes Kapitel: Bei den Indern . . . . .	105
Zweites " " " Egyptern . . . . .	119
Drittes " " " Hebräern und Mohammedanern . . . . .	145
Viertes " " " Griechen und Römern . . . . .	157

	Seite
Die Bienen ein Symbol des verlorenen Paradieses, des goldenen Zeitalters . . . . .	182
Die Bienen ein Symbol der staatlichen und geselligen Ordnung . . . . .	184
Die Bienen ein Symbol des Fleißes und der Sparsamkeit	187
"    "    "    "    der Wehrhaftigkeit und Tapferkeit	193
"    "    "    "    der Reinheit und Jungfräulichkeit	196
"    "    "    "    der Dichtkunst und Redekunst . . . . .	199
"    "    "    "    der Liebe . . . . .	202
Die Bienen ein augurisches Symbol . . . . .	212
Fünftes Kapitel: Bei Germanen und Slawen . . . . .	217

---

### Dritter Teil.

#### Klassische Beilagen zur Symbolik der Bienen aus dem Buche der Weltliteratur.

##### Beilage I.

##### Virgils Landbau-Gedicht, IV. Buch.

Vorbemerkungen . . . . .	278
Urtext und metrische Übersetzung . . . . .	283
Sachliche Erläuterungen . . . . .	312

##### Beilage II.

##### Bernard de Mandeville's „Bienenfabel“.

Vorbemerkungen . . . . .	338
Urtext und metrische Übersetzung . . . . .	358

##### Beilage III.

##### Der Amsen-Immenkrieg

von Ferdinand Vereslas.

Erster Gesang. Süßliebs Tod . . . . .	386
Zweiter Gesang. Die Rüstung . . . . .	392
Dritter Gesang. Der Götterrat . . . . .	398
Vierter Gesang. Die Amsen-Immenschlacht . . . . .	402
Fünfter Gesang. Des Krieges wunderbare Endschafft . . . . .	408





## Vorwort.

---

Unter den Bienenzüchtern gilt mit Recht das Sprichwort: „Wer Bienen halten will, muß die Bienen lieb haben.“ Vielleicht gilt dieses Wort auch von denen, welche über die Bienen schreiben. Es sollte wenigstens also sein. Da nun beides bei dem Verfasser dieser wissenschaftlichen Untersuchung zutrifft — denn bei demselben ist die Bienenzucht von des seligen Großvaters Zeiten her ein Stück Familientradition — so wäre derselbe a priori zur Abfassung einer Bienenschrift berechtigt. Ob er dazu befähigt war, ist freilich eine andere Sache. Darüber wolle der geneigte Leser entscheiden.

Nicht wollte der Verfasser mit der Veröffentlichung dieser Studie, der Frucht langjähriger Bienenarbeit des Suchens und Sammelns, die Zahl der naturwissenschaftlichen und technischen Bienenbücher vermehren. In diesem Gebiete, welches allerdings für die Praxis der Bienenzucht das Hauptgebiet der apistischen Litteratur bleiben wird, haben die Großmeister und Kleinmeister das Ihre gethan, jeder nach dem Maß seiner Erkenntnis und Erfahrung, so daß es nachgerade für die Prosa der Bienenkunde und Bienenzucht der Lehrbücher fast mehr als genug geben dürfte.



Dagegen ist die Poesie der Bienen und ihrer Produkte — und eine solche hat es bei allen bienenzucht-treibenden Völkern aller Zeiten und Zonen gegeben — viel zu wenig beachtet worden. Und doch ist es eine ganze Fülle des Guten, Wahren und Schönen, was der in das Leben und Weben der Bienen sich versenkende Menscheng Geist entdeckt, woran Herz und Gemüt sich erwärmt, begeistert und erbaut haben. Ja, es liegen in dieser poetischen Bienelitteratur wahre Schätze und echte Kleinodien und Perlen verborgen, wie solche kein anderes Gebiet der Naturdichtung im gleichen Umfang aufzuweisen hat. Nur ergeht es diesen poetischen Schätzen in der Litteratur der Bienen wie allen Schätzen: sie sind nicht leicht zu heben. Einmal liegen diese Schätze nicht auf der Oberfläche des Tages, sondern müssen zumeist tief unten gesucht werden im Schoße der Geschichte und Litteratur der Völker, ja in dem allertiefsten Schacht des Volkslebens, über welchem das Dunkel der Sage geheimnisvoll gelagert ist; sodann werden sie nicht immer als eitel Gold und Silber am Fundort zu Tage gefördert, oft sind Schlacken und viel taubes Geröll dabei, welche dann erst säuberlich ausgeschieden werden müssen; endlich sollte man, um über die Bienen, diese „Lieblinge der Musen“, zu schreiben, selber ein Liebhaber der Werke der Musen sein. Das alles leistet dem wissenschaftlichen Forscher die Symbolik. Aus diesem Grunde haben wir unserer Schrift, welche wir auch eine Anthologie der Bienenpoesie aller Zeiten hätten nennen können, den Namen Symbolik gegeben, um damit von vornherein die wissenschaftlichen Prinzipien, welche maßgebend waren, zu bezeichnen.





Die außerordentliche symbolische Natur unseres Insektes ist selbstredend für den, der sich mit ihm beschäftigt, auch unbestritten anerkannt. Uns liegt ob, auf Grund dieser symbolischen Natur, wie sich solche jedem Volke nach einer besonders wichtigen Seite offenbarte, die symbolische Bedeutung der Bienen für das religiöse, künstlerische und dichterische Leben jedes Volkes nach den Quellen zu untersuchen, im Zusammenhang mit dem jeweiligen Volkscharakter zu begreifen und die Hauptmomente, die Resultate unserer symbolischen Darstellung, in vergleichender Darstellung vorzuführen. Einzelne Bemerkungen, wie sie in dieser Richtung da und dort in apistischen Büchern und Zeitschriften, in Gestalt von gelegentlichen Citaten philologischer Kommentatoren auftauchen, können der Symbolik eines klassischen Kulturtieres nicht genügen. Auch handelt es sich auf dem heutigen Standpunkt der Wissenschaften nicht mehr bloß um Griechen und Römer, wenn das große Reich des Symbolischen betreten wird. Die großen Kulturvölker des fernen Ostens, die uns geistig näher stehen als unseren Vätern, wollen beachtet sein.\*) Es ist Pflicht und Bedürfnis zu wissen, wie sich derselbe Gegenstand oder dieselbe Idee in den verschiedenen Vorstellungsweisen der Völker von den ältesten Zeiten an abgespiegelt hat. Die möglichst vollständige Sammlung und Vergleichung aller einschlagenden Sagen, Dichtungen, kultischen Einrich-

---

Vgl. Benz: „Zoologie der alten Griechen und Römer“ S. 562 f.  
 Keller: „Die Tiere des klassischen Altertums in kulturgeschichtlicher Beziehung.“ (Gerade die Biene fehlt!)  
 Angelo de Gubernatis: „Die Tiere in der indogerman. Mythologie“ (übers. von Hartmann), Kap. IV, S. 506 f.

tungen und künstlerischen Darstellungen eröffnet zum Schluß eine interessante Perspektive auf das trotz der lokal und historisch motivierten, individuellen Besonderheit der einzelnen Völker immerhin vorhandene Gemeinsame des Anschauens und Empfindens der Menschheit als solcher. Die Bienen= symbolik dürfte somit in ihrem bescheidenen Teile dazu beitragen, das interessante kulturhistorische Prinzip, welches anerkannter=maßen die Tier=Mythologie und =Symbolik beherrscht, mit= aufzuhellen und bereichern zu helfen. Hier gilt in Wahrheit: „maxima in minimis.“

Zuzenhausen, im Juni 1891.  
bei Heidelberg (Baden.)

**Der Verfasser.**





## Einleitung.

### Die mythologische und ästhetische Bedeutung der Symbolik.

„Viel sind der Wunder fürwahr,  
Und fesselnd mehr als der Wahrheit Wort  
Täuscht der Sterblichen Seele die Dichtung  
Mit vielfach verschlungenen bunten Sagen.  
Der Anmut Zauber, der alles den Sterblichen  
Süßer macht und mit Würde bekleidet,  
Verlockt zum Glauben oft an Unglaubliches.“  
(Pindar.)

Die Mythologie, in deren weites Gebiet unsere symbolische Studie über die Biene und ihre Produkte einschlägt, ist mit Recht die Kindersprache des menschlichen Geschlechtes genannt worden. Die Phantasie des Kindes glaubt an die Beseelung der einzelnen Naturgegenstände. Alles Sichtbare, Gegenständliche, Objektive ist der Ausdruck und das Werk unsichtbarer Kraft und Wahrheit. Das ist die große Idee, welche auch im Glauben jedes Kindes schlummert, welche auch im Gemüte der kindlichen Menschheit, der Völker aller Zeiten und Zonen vorhanden war und noch ist.

Groß, unermesslich wie die Erscheinungen der sinnlichen Welt selbst, ist das Reich, in dem die menschliche Phantasie diese ihre Objekte sucht. Himmel und Erde, Tag und Nacht, Blitz und Donner, Regen und Sonnenschein, das Größte wie das Kleinste in Tier- und Pflanzenwelt und nicht zuletzt der Mensch, der zur Herrschaft berufene König der sichtbaren Schöpfung, wird in dieses dichterische Schaffen der Phantasie hineingewoben. So unerschöpflich nun einerseits das Leben ist, das die Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Bildungen und



Erscheinungen entwickelt, so groß ist andererseits die Verschiedenheit, in welcher die jedesmalige Individualität eines Menschen und Volkes einen und denselben Naturgegenstand auffaßt. Daher die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Natursymbole untereinander und jedes einzelnen wieder für sich. Wie eigentümlich lokal ist z. B. für den Inder der Elefant, dieses heiligste Tier seiner Symbolik, für den Ägypter der Scarabäus, als Symbol der Zeugung und des Weltganzen, für den Araber das Kamel, das Schiff seiner Wüste, für den Germanen die Eiche oder Tanne, diese Urbäume seiner Wälder! Wie verschieden gestaltet sich ein und dieselbe Naturerscheinung, wenn z. B. der Mond in seinem ersten zunehmenden Stadium dem Orientalen als ein silbernes Hufeisen erscheint, das der Rappe der Nacht auf dem Galoppe durch die gestirnten Räume des Himmels verloren hat, dem Ägypter als ein silberner Nachen, in welchem die Göttin des Mondes auf den dunkeln Bogen der Nacht sanft und still dahingleitet, dem Hellenen als die leuchtende Sichel, die den Uranos verstümmelt und der aus dem Schaume des Meeres auftauchenden Göttin der Schönheit und Liebe das Dasein gegeben. Anders symbolisiert ein Ackerbau treibendes Volk, anders ein Nomaden- und Jägergeschlecht, anders eine vorzugsweise kriegerische Nation: dem ersteren sind z. B. die weißen Wölkchen am Himmel ebensoviele Rinder und Kühe, die mit ihrer Milch die Erde tränken, dem zweiten eine Lämmerflocke, die dahinflieht „wie wenn der Wolf die Herde scheucht“, dem dritten ein Kriegszug schneller Kasse, deren Hufschlag am Firmament das Donnergetöse hervorbringt.

Daneben giebt es aber auch eine ganze Reihe Symbole — und das sind eben vorzugsweise Tier Symbole — welche bei allen Völkern eine fast gleichlautende Deutung erfahren. So symbolisiert der Löwe durchweg den heroischen Mut, der Adler die himmelanstrebende Kraft, der Fuchs oder die Schlange die verschlagene List, der Schmetterling die sich selbst erneuernde Lebenskraft — die Biene vorzugsweise das gefellige und gesetz-





mäßige Leben der staatlichen Ordnung, den rastlosen Fleiß, die männliche Wehrhaftigkeit und Treue des Volkes u. s. f.

Für die jugendliche Menschheit war diese Symbolik von unendlichem Wert. Ein glücklich gefundenes Symbol war für sie die im Geiste aufsteigende Idee selbst eine lebendige augenscheinliche Offenbarung, eine Inspiration des von der Phantasie erleuchteten Verstandes, welche auf das nachmals Begriffene hindeutet, es im voraus zur Ahnung und Anschauung bringt. Je genauer die jeweilige Naturerscheinung und die Vorstellung der Idee im Menschengemüt zusammentreffen, destomehr wird das Symbol naturwahr und dient mit Recht zum Pfande der Wahrheit und Gewißheit. Wir können in dieser Richtung nicht genug den wunderbaren, ich möchte sagen, instinktiven Takt des symbolisierenden Menschengeschlechtes bewundern.

Diese Symbolik war aber für die Völker in ihren Kindheitsjahren kein müßiges Spiel der Phantasie, sondern psychologische Notwendigkeit und feierlicher Ernst; sie allein konnte mit ihren dem Naturleben mit Kindesaugen abgesehenen Bildern und Gleichnissen die erwachenden religiösen Gefühle festhalten und zur Darstellung bringen. So ist die Symbolik der substantielle Kern aller Naturreligion und jeglichen Kultus; die Symbolik hat immer einen mythologischen Charakter; ihre Bilder und Zeichen haben eine hieratische Bedeutung im Kultus.

Nicht minder groß ist die ästhetische Bedeutung der Symbolik. Die mythologisierende Symbolik ist, auf ihre psychologische Entstehung angesehen, als ein unmittelbares Produkt der dichtenden Phantasie, Poesie. In der Mythologie konnte, wie Schelling (Einleitung zur Philosophie der Mythologie S. 54 f.) überzeugend nachgewiesen hat, nicht irgend eine Philosophie wirken, welche die Gestalten erst bei der Poesie zu suchen hat, sondern diese Philosophie war selbst wesentlich zugleich Poesie, ebenso umgekehrt: die Poesie, welche die Gestalten der Mythologie schuf, stand nicht im Dienste einer von ihr verschiedenen Philosophie, sondern sie selbst und wesentlich war

auch Wissen erzeugende Thätigkeit, Philosophie. Dies letzte bewirkt, daß in den mythologischen Vorstellungen Wahrheit, doch nicht bloß zufällig, sondern mit einer Art von Notwendigkeit sein wird; das erstere, daß das Poetische in der Mythologie nicht ein äußerlich Hinzugekommenes, sondern ein Innerliches, Wesentliches und mit dem Gedanken selbst Gegebenes ist. Muß man doch erkennen, daß von wahrhaft poetischen Gestalten nicht weniger Allgemeingiltigkeit und Notwendigkeit gefordert wird, als von philosophischen Begriffen. Freilich hat man die neuere Zeit vor Augen, so ist es nur wenigen und seltenen Meistern gelungen, den Gestalten, deren Stoff sie nur aus dem zufälligen und vorübergehenden Leben nehmen konnten, eine allgemeine und ewige Bedeutung einzuhauchen, sie mit einer Art von mythologischer Gewalt zu bekleiden; aber diese wenigen sind auch die wahren Dichter von Gottes Gnaden, die anderen werden doch eigentlich nur so genannt. Wo immer der Dichtergenius diesen Mutterboden der kindlichen, volkstümlichen Phantasie berührt, da wachsen ihm die besten Kräfte zu; wo die Sprache des Dichters über diese natürliche Symbolik verfügt, da haben seine Gedanken jedesmal zündende Gewalt. So ist die Poesie die berufene Begleiterin, der untrügliche Interpret des echten Volksgemütes; Mythos und Sage sind die heiligen Lieder des ursprünglichen Volksglaubens „im höheren Chor“.

Ja, bis in die Gegenwart herein ist der symbolisierende Trieb eine Macht im Volksleben geblieben; mag die Oberfläche des Volkslebens auch noch so prosaisch nüchtern und verstandesmäßig kalt geworden sein, in der Tiefe jedes gesunden Volkes sprudeln noch warme Quellen poetischer Schaffenskraft genug; es bedarf nur der Zauberrute wahrer Sympathie, um diese Quellen zu entdecken. Wir meinen das dem Volke und Kinde so in das Herz hineingewachsene Märchen, welches zu den Trümmern und Motiven der uralten Sagen und Legenden sich gesellt, als letztes verhallendes Echo des alten Volksglaubens. Der Reiz des Märchens beruht darin, daß es uns in die





Wunderwelt der Kindheit zurückversetzt und zur Frühjugend der Menschheit hingeleitet.

Endlich gehört auch das Sprichwort und der oft dunkle, mit dem Namen Aberglaube, Zauber u. dgl. verpönte Volksgebrauch als letztes Glied in der langen Kette symbolisch-mythologischer Bildungen hierher. Das Sprichwort, welches eine breite Gedankenreihe in eine scharfe, prägnante Gedanken-  
spitze zuschleift, damit das Edelmetall der Wahrheit und Weisheit desto scharfer in Ohren und Herzen der Hörer eindringe und haften bleibe, sieht im besonderen Fall das Ideale oder Allgemeine verwirklicht. Es wird nicht gemacht, sondern thatsächlich erfunden; nur so wird es ein wahrhaftes Nationalgut. Selbst der lichtscheue Aberglaube mit seinen mancherlei groben und feinen Abstufungen, mit seinen absonderlichen Gebräuchen und Gewohnheiten erhält in diesem großen Zusammenhang eine historische und psychologische Berechtigung; er erscheint als der letzte unverstandene Niederschlag einer uralten Symbolik und Mythologie auf der taghellen Fläche des gegenwärtigen Lebens.  
„Nomen est mutatum, numen retentum.“

Aus dem Gesagten erhellt das Recht, kraft dessen wir die Symbolik eines einzelnen symbolischen Tieres durch alle Stadien der mythologischen, kulturellen und poetischen Entwicklung bei den einzelnen Kulturvölkern verfolgen und in zusammenhängender Darstellung vorführen zu dürfen glauben.

---

Vgl. Schelling: „Einleitung zur Philosophie der Mythologie.“

Böttiger: „Ideen zur Kunstmythologie.“

Baur: „Symbolik und Mythologie.“

Nork: „Mythologie der Kunstfagen.“

Kreuzer: „Symbolik und Mythologie.“

Friedreich: „Symbolik und Mythologie der Natur.“

Menzel, Wolfgang: „Symbolik.“

Carrière, Moritz: „Kunst und Ideale.“

---









**Erster Teil.**

---

**Die symbolische Natur der Bienen.**

„Maxima in minimis.“







## Erstes Kapitel.

### Zeugen aus allerlei Volk.

„Mancher von solchem Beweise geführt und  
solcherlei Beispiel  
Lehrte, daß in den Bienen ein Teil des  
göttlichen Geistes  
Wohn' und ätherischer Hauch.“  
(Virgil, Georg. IV., 219 f.)

Aber, so hören wir einwenden, hat denn das stille, unscheinbare und weltverborgene Bienenleben, haben Honig und Wachs, diese auf dem heutigen Weltmarkte so sehr entwerteten Bienenprodukte, überhaupt einen symbolischen Wert, wenigstens in dem ganzen Umfang, den wir im vorausgehenden Kapitel hierfür in Anspruch genommen haben? Was will denn dieses kleine Insekt, dieser winzige Hautflügler als Symbol bedeuten gegenüber den kolossalen Riesen der Tier- und Pflanzenwelt, vor deren majestätischer Kraft sich der Mensch gerne beugt? Gewiß die riesigen Dimensionen eines Walfisches und Elefanten oder eines fossilen Reptiles, etwa eines Ichthyosaurus oder Plesiosaurus aus der geologischen Vorzeit ziehen die allgemeine Aufmerksamkeit viel mehr auf sich. Den Löwen, den König der Tiere, und den Adler, den Herrscher der Lüfte, lassen wir bis auf den heutigen Tag als Symboltiere gelten. Fürsten und Völker führen beide mit berechtigtem Stolge auf Wappenschildern, Münzen und Standarten. Beide, ausgezeichnet durch heroische Kraft und diese wieder geadelt durch edlen Stolz und königliche Würde, sind die Lieblinge unserer Symbolik geworden. Eine Löwen- oder Adler-Symbolik ließe sich jeder gefallen und beide Tiere haben auch in der That schon ihre Spezial-Symboliker



gefunden. Aber kann man denn auch eine Bienensymbolik schreiben?

Es ist wahr, für die Nichtkenner — und deren sind mehr als der Kenner und Liebhaber — haben die Bienen durchaus nichts Wunderbares und Symbolisches an sich, überhaupt nichts Anziehendes und Sympathisches. Im Gegenteil, der Unverstand thörichter Menschen wirft unsere Honigbiene, diesen ältesten und wohlverdienten Adel der ganzen Insektenwelt immer noch gerne zusammen mit dem Geschmeiß der lästigen Fliegen oder gar mit dem schabösen Räubervolk der Hornisse und Wespen, dieser offenbaren Schädlinge für Tiere und Pflanzen. Die Unschuldigen müssen auch hier, wie so oft in der Welt, mit den Schuldigen leiden. Darum kommt es immer noch leider vor, daß man aus Unverstand, Bosheit oder übertriebener Furcht die lieben Bienen in Acht erklärt, verfolgt und gar tötet, oder in thörichter Verblendung, wie es noch jüngst in einem deutschen Staate vorgekommen sein soll, den Schutz des Gesetzes gegen sie verlangt, als ob sie die Blumen schädigen und die Früchte der Gärten fressen könnten, während unsere tüchtigsten Naturforscher einstimmig nachgewiesen haben, wie unter allen Insekten gerade die Bienen für eine erfolgreiche Befruchtung einer zahllosen Menge von Pflanzen, speziell auch Kulturpflanzen, die unentbehrlichsten Dienste leisten. Der schrecklichste der Schrecken ist eben der Mensch in seinem Wahn. Es gilt heute noch und zwar nicht nur den Theologen, sondern den Gelehrten wie den Ungelehrten, den Philosophen nicht minder als den Naturforschern, was der alte Friedrich Christian Lesser, weiland Pfarrherr in Nordhausen, in der Vorrede zu seiner im vorigen Jahrhundert (Epöche machenden Insekto-Theologie\*) zu klagen hatte:

---

\*) D. i. vernunft- und schriftmäßiger Versuch, wie ein Mensch durch aufmerksame Betrachtung der sonst wenig geachteten Insekten zu lebendiger Erkenntnis und Bewunderung der Allmacht, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit des großen Gottes gelangen könne. II. Auflage. Leipzig 1740. Lesser scheint in der ersten Hälfte des vorigen Jahr-





„Es ist bedauernswert, daß auch Theologi  
 — Denn Viele nehm' ich aus und spreche nicht von Allen —  
 Sich um des Schöpfers Wert' nicht die geringste Müß'  
 Zu nehmen angewöhnt. Wie kann dies Gott gefallen,  
 Daß seine Diener so von seinen Wundern schweigen,  
 Wenn sie von aller Herrlichkeit,  
 Macht, Majestät, Vollkommenheit  
 Des Schöpfers in den Kreaturen  
 Uns fast nicht die geringsten Spuren,  
 Weil sie sie selbst nicht kennen,  
 Auch nicht zeigen!“

Das ist's eben, „weil sie sie selbst nicht kennen!“ Wer die lieben Bienen nicht kennt, nicht mit ihnen umgeht, und durch den vertrauten Umgang sie lieb gewonnen hat, der kann sie auch nicht bewundern; dem ist es unverständlich, wie sich an das wunderbare Leben dieser Insekten eine geradezu klassische Symbolik bei fast sämtlichen bekannten Kulturvölkern anschließen konnte. Darum müssen wir gewissermaßen zur empirischen Konstatierung der in dem Bienenleben implicite ruhenden symbolischen Hauptmomente die symbolische Natur der Bienen zunächst einer Würdigung unterziehen. Eine wirkliche Wunderwelt

hundertß überhaupt viele Nachfolger gefunden zu haben. Der Kuriosität halber erwähnen wir, daß Lesser selber noch eine Testuccav-Theologie (Leipzig 1744) herausgab. Ihm folgten Alwen mit einer Bronto-Theologie (1745), Rohr mit einer Pluto-Theologie (1740), Fabricius mit einer Pyro-Theologie (1732) und Hydro-Theologie (1734), Darham mit einer Physiso-Theologie und Astro-Theologie (1752). Lessers Insekto-Theologie erlebte mehrere Auflagen und wurde nach 1792 ins Französische übersezt unter dem Titel: „Théologie des insectes ou démonstration des perfections de Dieu par W. Lesser“ von P. Hyonnet (Le Haye).

Die von uns benutzte II. Ausgabe der heute sehr selten gewordenen aber um ihres urwüchsigen, gefunden Humors willen immer noch interessanten Lesserschen Insekto-Theologie befindet sich auf der Großh. Hofbibliothek in Darmstadt, deren hoher Verwaltung wir bei dieser Gelegenheit nicht versäumen unseren geziemenden Dank für die uns persönlich erwiesene Handreichung aus den seltenen Bücherfchätzen gen. Bibliothek hochachtungsvoll auszusprechen.

wird sich vor unseren Augen aufthun. Wir werden staunend anerkennen, wie hier im scheinbar Kleinsten das Große und Größte, dessen wir Menschen uns rühmen, zu finden ist. Hier gilt: Maxima in minimis. Schon das ist ein Wunder und verdient aus der Wunderwelt der Bienen als erstes ausschlaggebendes Hauptmoment hervorgehoben zu werden, daß unsere Honigbiene (*apis mellifica*) bis auf diese Stunde der einzige Repräsentant aus dem großen Reiche der Insektenwelt ist, welcher seit den ältesten Zeiten der Menschheit domestiziert wurde und zwar nicht bei einem Volke der Menschheit allein, sondern bei allen Völkern und in allen Zonen, wo immer die Mutter Natur diesem Liebhaber der Blumen und Blüten die nektarischen Quellen freundlich erschlossen hat. Die Biene ist das einzige Insekt, welches den Kreislauf der Civilisation mitgemacht hat, so gut wie das edle Pferd, das nahrungspendende Rind, die genügsame Ziege, das geduldige Schaf und der treue Hund. Von der heißen Zone der Äquatorialländer mit ihrer paradiesischen Urwaldsflora bis an die Grenze des Polarkreises, in den noch mit Baumwuchs und Blumen geschmückten Fjorden Norwegens, oder auf unseren alpinen Hochgebirgen bis an die Grenze des ewigen Schnees und an die Ränder der Gletscher dehnt sich das Heimatland der Bienen. Wo immer Völker aus dem Urzustande der Roheit und Wildheit auch nur auf die unterste Stufe einer geordneten häuslichen, wirtschaftlichen und geselligen Lebensgestaltung sich erhoben, da gesellte sich zu den anderen bekannten Haustieren als guter Genius des Hauses die kleine Biene dazu. Sie folgte gerne dem Menschen, der auch ihr Herr und Gebieter ist, aus Bergesklüften und Waldesdunkel in den umfriedeten Garten und zum friedlichen, sicheren Hof und Heim. Sie übersteigt mit ihm die höchsten Gebirge und wandert mit ihm über die weitesten Meere. Sie hat den Auswanderer aus der alten Welt in die neuentdeckten Erdteile, nach dem amerikanischen Kontinent, der sie vorher noch nicht autochthonisch besaß, sowie nach der australischen





Inselwelt im großen Ozean begleitet, um dort, zumal in Amerika, unter der rationellen Pflege wirklicher Großzüchter in den Blumenparadiesen von Cuba, Kalifornien, Texas und Brasilien, wo früher nur das in tausend Farben schillernde Geschlecht der zierlichen aber nutzlosen Kolibris auf die Blumenweide auszog, Wunder zu thun und Hunderttausenden von Menschen einen von Jahr zu Jahr lukrativer werdenden Erwerb zu verschaffen. Der amerikanische Honig, man mag bei uns daran mäkeln soviel man will, beherrscht so gut wie der amerikanische Weizen und Mais bereits thatsächlich den Weltmarkt und die amerikanischen Großbienenzüchter, die sämtlich Berufsimker sind, haben in der Schule ihres Reverend Langstroth, dieses Dzierzon Amerikas, etwas gelernt, so daß sie den besten Meistern der europäischen Bienenzucht nicht nur ebenbürtig geworden sind, sondern in der Technik des Betriebes kraft des praktischen Erfindungsgeistes, der dem Amerikaner angeboren ist, uns längst überholt haben. Die Honigbiene ist in Amerika ein Kulturtier im eminentesten Sinne des Wortes geworden\*). Nicht ohne

---

\*) Nach einer uns vorliegenden statistischen Zusammenstellung eines für den Weltmarkt zuverlässigen Stockholmer Tageblattes (Dagens Nyheter) beschäftigte die Bienenzucht in den Vereinigten Staaten im Jahre 1890 ungefähr 300 000 Personen. Die jährliche Honigproduktion beläuft sich auf 100 Millionen Pfund im Durchschnittswerte von 15 Millionen Dollars (1 Dollar = 4 Mark). Die jährliche Wachsproduktion wird in runder Zahl auf 500 000 Pfund geschätzt, was einem Geldwerte von 100 000 Dollars entspricht. In County Noalde (Texas) hat die Bienenzucht neuerdings eine solche Ausdehnung erlangt, daß man diesen Distrikt das „Honigland“ von Texas nennt. Zwei dortige Farmer haben im letzten Jahre (1890) allein über 20 000 Pfund versandt. Ein dritter verkaufte 11 000 Pfund und ist noch im Besitze einer gleich großen Menge.

Dagegen schätzte ein Fachmann in der Luxemburger Zeitung den Honigertrag von Frankreich im Jahre 1887 nur auf 7086 Kilogramm im Werte von 9818 Frs. (das Kilo zu Fr. 1,39) und den Wachsertrag zu 2,064 Kilogramm im Werte von 4574 Frs. Wenn auch unsere deutsche Bienenzucht und die mit ihr auf gleicher Stufe der Ent-



Grund betrachten die Indianerstämme Nordamerikas die Bienen als Vorboten des weißen, den Büffel der Prärien als Begleiter des roten Mannes und behaupten nicht unzutreffend, daß in demselben Verhältnisse, wie die Bienen vorrücken, der Büffel und der Indianer zurückweichen müssen (Washington Irving, *tour of the prairies* c. 9).

Weiter ist die Honigbiene so gut wie unsere übrigen Haustiere durch eine jahrhundert-, ja jahrtausendelange Zucht tatsächlich veredelt worden. Es bestehen für gewisse Gegenden und Länder ganz eigenartige, durch Farbe und Behaarung, noch mehr durch Vermehrungskraft und Leistungsfähigkeit sehr variierende Bienentrassen wie die Italienerbiene, die Krainerbiene und die Lüneburger Heidebiene, deren jede ihre besonderen Vorzüge besitzt. Inwieweit die von manchem unserer Bienen-großmeister empfohlene planmäßige Kreuzung die Qualität des Insektes vermehren wird, kann erst die Zukunft zeigen. Jedenfalls ist die Honigbiene als Kulturtier veredelungsfähig.

Auch insoferne ist die Biene im Kontakt mit der fortschreitenden Kultur der Menschheit geblieben, als ihre Zucht und Pflege Hand in Hand mit den Entdeckungen und Erfindungen im Gebiete der Naturwissenschaften gegangen ist. Kein Zweig der Landwirtschaft, in deren Rahmen sie schon die Römer gestellt haben, hat in den letzten Jahrzehnten eine solche Umwälzung der gesamten Betriebsweise erfahren, als die Bienenzucht. Physik und Chemie wurden als Berater herbeigezogen, Männer der Wissenschaft mit Namen von erstem Rang, wie die Professoren Leuckart und Taschenberg, haben neben geborenen Bieneningenieuren, wie Dr. Dzierzon, v. Berlepsch und vielen andern, deren Namen weithin bekannt sind, die Geheimnisse des Bienenlebens entschleiern und wissenschaftlich beschrieben. Über kein

---

wicklung stehende in Österreich-Ungarn bedeutendere Resultate aufweisen kann als diejenige Frankreichs, so können wir mit Amerika eben doch nicht konkurrieren.





Haustier gibt es eine solche Masselitteratur wie über die Bienen. Bei uns Bienenzüchtern will nachgerade im buchstäblichen Sinne des Wortes alles „mobil“ machen. Und dennoch — trotz aller dieser offenkundigen Fortschritte der Bienenwissenschaft und trotz dieser bedeutenden Leistungen der Bienenzucht, wovon das nächste beste Bienenzucht-Lehrbuch Zeugnis giebt, ist das letzte große biologische Geheimnis der Bienen, das eigentliche Zentrum aller vom Bienenvolk vollbrachten Funktionen, die über das Durchschnittsmaß der gewöhnlichen tierischen Leistungen so unendlich weit hinausgehen, noch nicht enthüllt. Es giebt zur Stunde noch in Ansehung des Bienenlebens mehr als einen dunklen Punkt, über den wohl Mutmaßungen und Meinungen genug, aber noch lange keine wissenschaftlich gesicherten Beobachtungen vorhanden sind.

So ist die Biene für unser Geschlecht immer noch ein Wunder, an dem wir zu lernen haben. Gerade die Frage nach der Tierseele und den geistigen Fähigkeiten der Tiere im Vergleich mit dem Seelenvermögen und der Geisteskraft des Menschen, die so nahe liegt und so alt ist als das menschliche Denken selbst, hat — das wolle wohl bemerkt werden — bei allen Völkern gerade durch die liebevolle Beobachtung der phänomenalen Lebensfunktionen unserer Bienen eine höchst interessante Beleuchtung erfahren, an der wir hier nicht vorübergehen können. „Den Vorzug vor allen Insekten“, schreibt schon Plinius (hist. nat. XI, 5, 4), „müssen wir den Bienen zugestehen. Wir müssen ihnen die meiste Bewunderung zollen; sie sind die einzigen bloß um der Menschen willen geschaffenen Insekten. Sie sammeln den süßen, feinen, der Gesundheit so zuträglichen Saft, welchen wir Honig nennen; sie sammeln das uns zu tausendfältigem Gebrauche so wichtige Wachs; sie arbeiten mit Ausdauer, führen Gebäude auf, bilden einen Staat, halten Ratsversammlungen ab, wählen Anführer, und haben, was das Merkwürdigste ist, bestimmte Sitten. Sie sind nur ein winziges Schattenbild der Tiere und dennoch sind sie unvergleichliche Meisterstücke der

Natur. Welche menschliche Kraft kann sich mit ihrer Wirksamkeit und ihrem Kunstsinne messen? Welcher Mann thut es ihnen an Klugheit gleich? Darin wenigstens übertreffen sie uns Menschen gewiß, daß sie alles und jedes nicht für sich, sondern nur für das allgemeine Beste thun.“ Und Celsus bemerkt mit berechtigter Ironie: „Wenn die Menschen sich von den Tieren unterscheiden, weil sie Städte bewohnen, Gesetze machen und eine Obrigkeit an ihre Spitze stellen, so will das nichts bedeuten; denn Bienen (und Ameisen) thun das nämliche. Die Bienen haben ihren König, welchen sie begleiten und ihm gehorchen; sie haben ihre Kriege, Siege und Megeleien der Besiegten; sie haben Städte mit Vorstädten, regelmäßige Arbeitszeit, Strafen für die Faulen und Schlimmen . . . Wenn jemand imstande wäre, vom Himmel herab auf die Erde zu blicken, welchen Unterschied könnte er entdecken zwischen den Arbeiten der Menschen und denjenigen der Bienen?“ Unser Herder (Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit) nennt im Hinblick auf solche Leistungen die Tiere „die älteren Brüder des Menschen“, „insofern im Tierreiche die Vorstufen zu den höheren geistigen und moralischen Fähigkeiten des Menschen, wie Vernunft, Sprache, Kunst, Staatenbildung und Gemeindegelassen zu suchen sind.“ Huxley (natural history review 1861) meint, daß kein Unparteiischer daran zweifeln könne, „daß die Wurzeln aller jener großen Fähigkeiten, welche dem Menschen sein unermessliches Übergewicht über alle anderen belebten Dinge verleihen, sich bis tief in die Tierwelt hinab verfolgen lassen.“ Der Tierseelenkunde müsse notwendig eine viel tiefere Bedeutung zuerkannt werden als früher, wo sie mehr oder weniger nur eine Spielerei von Anekdotenjägern zur müßigen Unterhaltung eines urteilsunfähigen Publikums abgegeben habe. Tito Vignoli (Über das Fundamentalgesetz der Intelligenz im Tierreich S. 25) behauptet: „Das Studium der speziellen Seelenlehre des Menschen, welche die unentbehrliche Grundlage jeder allgemeinen Vernunftwissenschaft ist, entbehrt jedes Fundamentes,





wenn ihr nicht eine vergleichende Psychologie des Tierreiches zur Seite geht und dieselbe psychologische Potenz in dem Zusammenhang des intelligenten Lebens im ganzen Tierreiche betrachtet wird.“ „Das Tierreich bleibt sonst sozusagen ohne Kopf und der Mensch ohne Basis, auf die er sich stützen könnte.“ In treffender Weise macht F. M. Trögel („causeries sur la psychologie des animaux“ 1856) darauf aufmerksam, daß die entwickelteren Repräsentanten der Tierwelt — und dazu rechnet er nächst den Ameisen unsere Bienen — ähnlich dem Menschen eine eigene Willens- und Empfindungskraft an den Tag legen. Er behauptet geradezu: „Wenn man von dem psychologischen Studium des Menschen zu dem Studium der Tierseelenkunde übergeht, so muß man staunen, bei den Tieren eine ganze Reihe von seelischen Erscheinungen wiederzufinden, die man eben erst in den geheimsten Falten des menschlichen Herzens und Geistes entdeckt hat. Bei jedem Schritte, den man auf diesem ungeheueren Gebiete macht, gelangt man von Überraschung zu Überraschung: Verstand und Dummheit, List und Einfältigkeit, guter und schlechter Geschmack, Herzengüte und Bosheit, Milde und Strenge, Ungefüg und Phlegma, Ernst und Unbesonnenheit, Beständigkeit und Leichtfertigkeit, Tapferkeit und Feigheit, Mut und Prahlerei, Unerfrodenheit und Angstlichkeit, Treue und Untreue, Zuneigung und Abneigung, Liebe und Haß, Offenheit und Hinterlist, Stolz und Bescheidenheit, Dankbarkeit und Undankbarkeit, Feinheit und Rohheit, Mitleid und Grausamkeit, Verschwendungssucht und Geiz, Mäßigkeit und Gefräßigkeit, Hoffen und Verzweifeln, Eigensinn und Nachgiebigkeit, Gehorsam und Widerspruch, Traurigkeit und Frohsinn, Born und Unempfindlichkeit, Faulheit und Fleiß — kurz, die Temperamente, die Leidenschaften, die guten und schlechten Eigenschaften des Menschen steigen eines nach dem andern aus dem weiten Meere des tierischen Lebens empor und überall zeigt sich dem erstaunten Beobachter das treue Abbild unseres ganzen gesellschaftlichen, industriellen, künstlerischen und politischen Lebens.“



M. Carrière (Ästhetik I, S. 276) schreibt: „In der Stufenreihe der Entwicklung streben die Tiere der Menschheit zu und können wohl als deren auseinandergelegte und zerstreute Glieder bezeichnet werden, sowie die Entwicklungsgeschichte des Menschen die Stufen des Tierlebens durchschreitet. Bienen und Ameisen geben Vorspiele menschlicher Gemeinschaft und dies ihr Zusammensein macht geradezu einen ästhetischen Eindruck.“ Anatreon hat die Cicade wie eine Nachtigall der Insektenwelt begrüßt und Vischer (in seiner Ästhetik) bemerkt sinnig, wie das unendliche Summen, das die Insekten im Wohlgefühl des Lebens an schönen Frühlings- und Sommertagen anheben, wie eine allgemeine Stimme aus unsichtbarem Munde klingt, womit die Schöpfung sich selbst den Segen der Wärme erzählt.

Wer halbwegs in die Wunderwelt gerade der Kleinsten, vorab unserer lieben Bienen, eingedrungen ist, wem sie mehr sind als eine Insektenspecies, die ihn mit Honig versorgt, der wird den Lückenbüßer Instinkt längst aus seinem Bienen-Sprachgebrauch verbannt haben. Instinkt, dieses Allerwelts-Verlegenheitswort, unter dem sich jeder etwas denkt und keiner was Rechtes und Vernünftiges, ist doch nur ein leeres Wort, auf dessen Konto der Menschenverstand alles das zu schreiben gewohnt ist, das er selber nicht begreift. Nicht umsonst läßt Shakespeare seinen bacchantischen Bramarbas Falstaff, als er eben von Prinz Heinz in seiner erbärmlichen Feigheit überrascht worden ist, zur Entschuldigung die hohlen Worte vortragen:

„Instinkt ist eine große Sache!  
Ich war eine Memme aus Instinkt.“

„Es giebt keinen Zufall, Zufall wäre Gotteslästerung!“ ruft unser Lessing in der Emilia Galotti aus tiefster Überzeugung, gleichsam plötzlich von der religiösen Wahrheit überwältigt. „Es giebt keinen Zufall!“ sagt Schillers Wallenstein und setzt hinzu:

„Denn was euch blindes Ohngefähr erscheint,  
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.“





Es giebt auch keinen Instinkt, Instinkt wäre nicht minder eine Gotteslästerung; oder wäre es keine Sünde wider unser besseres Wissen und Gewissen, wenn wir, weil es einmal so hergebracht ist, die wunderbaren Leistungen unserer Mitgeschöpfe nur als Automatenstücklein gelten lassen wollten. Unsere Menschenwürde erleidet durch dieses Zugeständnis keinerlei Einbuße und die Ehre Gottes, für die wir Menschen schon so oft in Thorheit geeifert haben, wird dadurch wahrhaftig nicht geschädigt. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Beste verkündet seiner Hände Werk.“ Auch das Würmlein im Staub darf seinen Schöpfer ehren. Wer will es uns verwehren, wenn auch wir dem klassischen Dichter zum Lobe unserer Lieblinge nachbekennen:

„Daß in den Bienen ein Teil des göttlichen Geistes  
Wohn', und ätherischer Hauch, denn die Gottheit gehe durch alle  
Länder hin und Räume des Meers und Tiefen des Himmels.  
Schafe daher und Kinder, der Mensch und des Wildes Geschlechter,  
Jedes bei seiner Geburt entschöpf' ihr Hauche des Lebens.  
Siehe, auch dorthin kehre dereinst, der Verwesung entronnen,  
Alles zurück und nirgend sei Tod; es schwinde sich lebend  
Unter die Zahl des Gestirns und leucht' am erhabenen Himmel.“

(Virg. Georgic. IV, 220 ff.)

Doch genug der Zeugen aus allerlei Volk zum endgiltigen Beweis, daß der Menscheng Geist zu allen Zeiten dem Leben und Weben unserer Bienen sinnend gelauscht hat. Wer noch mehr Zeugnis verlangt, sei auf die unermessliche Welt der Tierfabel und der Märchen hingewiesen, in die wir, soweit sie das Bienenleben berühren, in den nachfolgenden Kapiteln eintreten werden.

## Zweites Kapitel.

### Die Wunder der Bienenstadt.

„Wie sie die Wohnung bauen  
Von gold'nem Pergament,  
Kann niemand je beschauen;  
Kein Künstler von Talent  
Kann so Bewund'ring wecken,  
Die Zimmer all' sind gleich,  
Besondert mit sechs Eden  
Das Honigkönigreich.“

Georg Philipp Harsdörfer,  
Pegnesisches Schäfergedicht.

Aus der Vorhalle der Zeugen treten wir jetzt in das eigentliche Heiligtum des Bienenlebens selbst, wo es uns verstatet sein wird, an einzelnen besonders hervorragenden Manifestationen der unseren Bienen innewohnenden Intelligenz die symbolische Natur derselben von verschiedenen interessanten Seiten kennen zu lernen und zwar beginnen wir mit demjenigen Teil, der dem beobachtenden Menschen zunächst ins Auge fallen muß, mit dem Haus und Heim der geselligen Tiere, sagen wir gleich mit der Bienenstadt und dem Bienenstaat.

Wer heute durch die schönen breiten Straßen einer modernen Großstadt wandelt und rechts und links Haus an Haus, Palast an Palast, Villa an Villa, wetteifernd in Zweckmäßigkeit, Pracht und Gefälligkeit der mancherlei Baustile, vor seinen Augen aufsteigen sieht, wer beobachtet, wie der die Straßen füllende wirre Menschenknäuel von Großen und Kleinen, von Männlein und Weiblein, von Alten und Jungen jeden Standes und Ranges, anstatt in jedem Augenblick zusammenzustößen und zu stoßen, sich immer wieder freundlich entwirrt und friedlich weiterflutet vom Morgen des Tagewerks bis tief in die zum Tage gewordene





Nacht hinein, wer aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, wie in diesen fast unübersehbar scheinenden Riesenstädten mit ihren Hunderttausenden von Bewohnern durch die weise Ordnung der Magistrate für alle und jede Lebensbedingung im Leiblichen und Geistigen auf das Möglichste Vorforge getroffen ist, für Licht, Luft und Wasser, diese Elemente unseres physischen Lebens, für gesunde und preiswerte Nahrungsmittel, für Unterricht und Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes, für Pflege der Kranken und Verunglückten, für Versorgung der Alten und Armen, für Erholung der Gesunden und Fröhlichen, für Bildung und Veredelung des Geistes und Gemütes in glänzend ausgestatteten Tempeln der Kunst und Wissenschaft und daß diese zahllosen Güter heute nicht mehr nur einer durch Reichtum oder gesellschaftlichen Rang privilegierten Klasse der Bevölkerung zugute kommen, sondern auf der breitesten, humansten Grundlage allen Bewohnern zur Benutzung angeboten werden, — der muß dem Genius des Guten, Wahren und Schönen, welcher über der Menschheit der Gegenwart die Fackel des Lichtes hält, den schuldigen Zoll der Bewunderung gern darbringen. Mit größerem Rechte als der gottbegnadete Dichter am Ende seines Jahrhunderts dürfen wir an der Reige des unsrigen frohlocken:

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige  
Stehst du an des Jahrhunderts Reige  
In edler, stolzer Männlichkeit,  
Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,  
Voll milden Ernst's, in thatenreicher Stille,  
Der reifste Sohn der Zeit,  
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,  
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,  
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg',  
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,  
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet  
Und prangend unter dir aus der Verwüld'rung stieg!“

Aber, so ist's nicht immer gewesen auf Erden. Es hat viele und lange Jahrhunderte, ja Jahrtausende gebraucht, bis die Menschheit, der Fesseln ledig, im Lichte dieser Gesittung sich



bewegen und fühlen durfte. Der in das Dunkel der Sage verhüllte Urzustand des stolzen Menschengeschlechtes war alles eher als paradiesisch zu nennen. Es fehlte fehlte fast alles am Anfang seiner Geschichte

„Was den Menschen zum Menschen gefellt  
Und in friedliche, feste Hütten  
Wandelte das bewegliche Zelt.“  
„Scheu in des Gebirges Klüften  
Barg der Troglodyte sich;  
Der Nomade ließ die Triften  
Wüste liegen, wo er strich.  
Mit dem Wurfspeer, mit dem Bogen  
Schritt der Jäger durch das Land.  
Weh' dem Fremdling, den die Bogen  
Warfen an den Unglücksstrand.“

Und doch hat, lange bevor der Mensch das sittliche Bedürfnis fühlte, dem Menschen gesellig sich zu verbinden und die Segnungen der Gemeinschaft zu genießen, lange bevor die erste Volksgemeinde sich zusammengefunden und die erste Stadt auf Erden gegründet war, ein wirkliches Volk einmütig existiert, in unverbrüchlicher Ordnung und Gesetzmäßigkeit gelebt und gewirkt, Jahr um Jahr sich erneut und vermehrt, Städte gegründet und Kolonien entsendet, lange bevor Tyrus und Sidon ihre weltgeschichtlichen ersten Ansiedelungen begannen. Während nach biblischer Überlieferung das stolze Menschengeschlecht nur als bescheidene Familie aus den Thoren des Paradieses auszog, hat dieses Volk, ein Geschlecht von winzigen Zwergen, bereits als vieltausendköpfiges Volk seine Geschichte begonnen und dem Gebote des Schöpfers, „seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde“ sind sie ebenso gehorsam gewesen als die geborenen Herren der Schöpfung. Der geneigte Leser errät wohl, wen wir meinen. Es ist das Volk der Bienen, von dem wir reden, oft bedroht und schwer geschädigt im Kampf um das Dasein, den sie mit uns kämpfen, aber allen feindlichen Gewalten zum Trotz erhalten bis auf diesen Tag.

Das Volk der Bienen hat längst vor dem ersten mensch-





lichen Städtegründer seine Städte gebaut und ein wohlgeordnetes Staatswesen beobachtet, kleine Städte zwar gegenüber den Riesenstädten der Menschen, aber doch höchst bedeutend für ein so winziges Geschlecht, dabei geräumig und gefällig, kunstvoll und schön, und was die Hauptsache ist bei jedem Stadtbauplan, gerade passend für das Volk, das darin wohnt. Über jede richtige Bienenstadt könnte man füglich sagen, was jener italienische Dichterheros über sein kleines aber selbsterbautes und wohlliches Häuschen in dem einst stolzen Ferrara als Inschrift setzte:

„Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non  
Sordida, parta meo sed tamen aere domus“\*),

was in deutscher Übersetzung etwa lauten würde:

„Klein zwar, doch mir bequem, doch niemand zinsbar und auch nicht  
Schmutzig, mein eigener Besitz, bleibt es doch immer mein Haus.“

Gleich den Menschenstädten haben auch die Bienenstädte ihre bequemen, schönen Straßen, breit genug, daß viele Tausende rastloser Bewohner darin sich bewegen können. Dem in den Tag hineinlebenden farbenprangenden Falter, der sonst bei den gemeinsamen Blumenbesuchen ziemlich despektierlich auf die unscheinbaren Bienen herabsieht, müßte die Bienen-Großstadt denselben großartigen Eindruck machen wie die Menschen-Großstadt auf den Städtebummler, wenn er zum erstenmale weltstädtisches Pflaster unter den Füßen spürt. Welche Getümmel Straßen auf, Straßen ab! Welche Geschäftigkeit und Regsamkeit vom Morgen bis zum Abend! Welche Mannigfaltigkeit der Arbeit! Und dennoch keine Verwirrung, sondern überall im Kleinsten wie im Größten der Geist der Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Jede Bienenwabe ist sozusagen ein Stadtteil für sich; je stärker

---

\*) Die von Ariosto selbst verfaßte Inschrift befindet sich auf dem Fries über dem Erdgeschoß. Das Dichterheim selbst, dem der Verfasser dieses bei Gelegenheit einer italienischen Reise im Jahre 1874 einen Besuch abstattete, befindet sich in der Via dell' Ariosto Nr. 67 und ist jetzt durch Vermittlung des Grafen Strolamo Cicognara Eigentum der Stadt Ferrara.

das Bienenvolk sich vermehrt desto mehr Stadtteile müssen angelegt werden. Zumal im Frühjahr tritt bei zunehmender Überbevölkerung nicht selten eine wahre Bauwut ein, die aber dem Bienenvater ein höchst erfreuliches Zeichen der Volkskraft ist. Und in jedem Stadtteile ziehen sich in die Weite und Breite, in die Tiefe und Höhe viele Tausende von Wohnräumen und Vorratskammern hin. Wie viel Mühe haben wir Menschen, bis wir uns in einer großen Stadt trotz Straßennamen, Littera und Hausnummern zurechtgefunden haben; das Volk der klugen Bienen hat und bedarf das alles nicht und doch findet jedes Bienlein zu jeder Zeit, bei Tag wie bei Nacht den Stadtteil und das Häuslein, in dem es seine ihm zugefallene Arbeit verrichten muß. Der Ortsinn unseres Insektes ist ja geradezu wunderbar, nicht nur zu Hause in der Bienenstadt, sondern noch mehr außerhalb derselben, wo dasselbe auf seinen Blumenfahrten nicht selten eine ganze Stunde weit und darüber über Berg und Thal und Wald hinfliegend, sich von der heimatischen Wohnung entfernt und doch wieder den Rückweg sicher findet.

Nun möchte aber der geneigte Leser gewiß auch erfahren, wie diese Wunderstadt der Bienen gebaut, welcherlei Baumaterial das Volk verwendet, nach welchem Bauplan angelegt und erweitert wird und zu welchen verschiedenen Zwecken die zahllosen Wohnräume eigentlich dienen. „Betrachtet man“, schreibt A. W. Grube (in seinen trefflichen Biographien aus der Naturkunde in ästhetischer Form I, 160f.) „die unteren Schuppen des Bienenleibes, indem man sie mit einer Nadel emporhebt, so sieht man auf den vier mittleren an jeder Seite ein länglich rundes glänzendes Fleckchen, von gelber Farbe, genau so groß als die Wachslättchen, welche die Bienen im Stocke fallen lassen. Haben sie ihren Magen, der „Honigblase“ heißt, mit Honig angefüllt, und sind noch keine Vorratskammern da, wohin sie denselben ausschütten können: so wird zwar ein Teil verdaut und ausgeschieden, ein anderer Teil aber geht in den Lebenssaft der Bienen über und durch diesen übermäßigen Zu-





fluß bildet sich ein Fett, das auf den erwähnten acht gelben Fleckchen als eine flüssige Masse hervorquillt, an der Luft aber bald als Wachtblättchen sich verhärtet. Diese Blättchen werden zu kleinen Kuglein zusammengeballt in einer Form, welche den Bienen am Kopfe sitzt. Sie besteht aus zwei hornigen mit ganz feinen Haaren besetzten Riefen, die an der Mundspitze zusammenstoßen, und da sie hohl sind, einer Form gleichen, in der man Bleifugeln gießen kann. Hat nun eine Biene ihr Wachskügelchen fertig geformt, so übergiebt sie es einer andern, die es an den rechten Platz klebt und die Zunge als Maurerkelle gebraucht, um dem Baumaterial die gerade passende Gestalt zu geben. Alle bauen nach einem und demselben Risse, der so genau ist, weil ihn der liebe Gott selber gezeichnet hat. Mit großer Sorgfalt wird erst der Grund gelegt, und es dauert gar nicht lange, so ist schon die sechsseitige Grundmauer zu sehen, die immer höher und höher wird, bis das Häuslein die vorgeschriebene Größe erreicht hat. Immer wird eine Seite so groß als die andere und stößt mit ihr jederzeit unter einem stumpfen Winkel von 120 Grad zusammen. Weil sich die Arbeiter nur wenig Nachtruhe gönnen, ist der Bauplatz bald mit Hunderten und Tausenden sechsseitiger Wohnungen bedeckt.\*)

\*) In Bezug auf diese mathematische Kunstfertigkeit der Bienen läßt sich Dr. med. Daniel Wilhelm Triller in seinen poetischen Betrachtungen (Teil I, S. 28) also vernehmen:

„Was sagst Du nun, verstockter Atheist,  
Der Du des Schöpfers Sein und Macht in Zweifel ziehst,  
Wenn Du die Polizei der Bienen siehst?  
Du sagst: Was ist es mehr, es steckt ja dieses nur  
Notwendig so in der Natur.  
Die Bienen wissen nichts; sie sind nur wie Maschinen.  
Dies mag an seinem Orte sein.  
Alleine laß Dir dienen,  
Und sage mir, wer gab den ersten Bienen  
Die wunderbare Baukunst ein?  
Hat es ein Mensch gethan? Ich weiß, Du selbst sprichst, nein!  
Wer hat es also denn gethan,



Du mußt aber nicht glauben, daß alle Bienen immer zugleich mit einer und derselben Arbeit beschäftigt sind; es arbeitet vielmehr, wie in einer Fabrik, einer dem andern in die Hand, und darum geht alles so schnell und genau. Wenn hundert Uhrmacher beisammen sitzen und jeder wollte für sich allein eine Uhr fertig machen, so würde das lange dauern und die Uhr wäre doch nicht genau; wenn aber alle Hundert an einer Uhr arbeiten, so daß der eine bloß die Gehäuse macht, der andere bloß die Zifferblätter, der dritte bloß die Zeiger, der vierte dieses Rad, der fünfte jenes: dann wird eine große Anzahl von Uhren nicht bloß schneller, sondern auch besser gefertigt werden können. So thut auch jede Biene immer nur eines; die, welche Blumenstaub trägt, geht nicht dem Honig nach, sondern denkt nur darauf, sich recht dicke Höschchen zu

---

Wenn es ein Mensch nicht leisten kann?

Wer ist sonst außer Gott, dem alles zuzuschreiben,

Du magst Dich noch so sehr dawider sträuben."

Der alte Mathematiker Pappus (in Collect. Mathem. V) schreibt: „cum igitur tres figurae sint, quae per se ipsas locum circa idem punctum consistentem replere possunt, Triangulum scilicet, Quadratum et Hexagonum: apes illam, quae ex pluribus angulis constat, sapienter delegerunt, utpote suspicantes, eam plus nullis capere quam utramvis reliquarum“ (vgl. Melian V, 13 und Vitruv, de architectura VII, 1).

In der That ist das Sechseck gerade diejenige geometrische Form, welche am geeignetsten ist, kleinere Körper untereinander ohne Lücken oder Zwischenräume zu vereinigen. Wenn wir z. B. in einer geschlossenen Flasche fest zusammengepreßte Erbsen durch Zutun von Wasser zum Quellen bringen, können wir die interessante Beobachtung machen, daß sich die einzelnen Erbsen stets hexagonal in den engen Raum teilen. Darwin und nach ihm Häckel weisen betreffs der allmählichen Verbollkommnung des Zellenbaues der Bienen auf die ebenfalls interessante Bauart der mexikanischen *Melipona domestica* hin, welche einen fast regelmäßigen wächsernen Zellentuch mit walzenförmigen Zellen für die Brut anlegt, während sie die Honigzellen von fast gleicher Tiefe kreisförmig aufbaut, deren Ränder so nahe aneinander gerückt sind, daß an den aneinander stoßenden Stellen die Kugelabschnitte fast fehlen.





9

sammeln, aber die Honigsammlerin kehrt ohne Höschchen heim. Ebenso lassen die Bienen, welche Honig haben, keine Wachtblättchen fallen, sondern es thun dies nur diejenigen, welche zu Haus im Stock aneinander hängend das Wachs ausschwißen. Sobald nämlich das Wachs zum Abfallen reif ist, zieht sich die Biene in den Stock zurück und pflegt der Ruhe, ebenso wie die Raupe es thun, wenn sie sich häuten wollen. Bei einem Schwarme, welcher stark baut, sieht man Tausende von Bienen, aneinander hängen\*), welche nichts thun, als Wachs ausschwißen. Ist dies geschehen, so erwacht wieder die Thätigkeit dieser Bienen und sie fliegen wieder nach Honig und Blumenstaub aus, aber ihre Stelle wird sogleich von anderen eingenommen, wie eine Wache die andere ablöst.

Sieht man das Völkchen so bauen und arbeiten, so glaubt man anfangs, es wolle sich alles verwirren und alles rennt in größter Unordnung durcheinander. Aber je mehr und aufmerksamer man zuschaut, desto mehr gewahrt man den weisen Plan und die herrlichste Ordnung. Und wunderbar ist es, mit

---

\*) Die Kraft unserer Insekten ist geradezu erstaunlich. Genauere Beobachtungen über diese alle Kraftproben der menschlichen Athleten in Schatten stellenden Leistungen derselben verdanken wir dem französischen Naturforscher Plateau, der zur wissenschaftlich genauen Bestimmung dieser Kräfte eine Reihe sinnreicher Vorrichtungen wie Miniaturwagen und dergleichen erfand. Bei den damit vorgenommenen Versuchen stellte es sich heraus, daß die Insekten, obwohl die kleinsten und unscheinbarsten unter den Tieren, verhältnismäßig die stärksten sind. Besonders niedlich ist Plateaus Miniaturgeschirr für Maikäfer. Das Tier wird mittels desselben an einen als Zugstrang dienenden Faden gespannt und hebt damit eine Schale, die mit kleinen Grammgewichten beschwert ist. Auf diese Weise hat Plateau festgestellt, daß ein armseliger Maikäfer im Verhältnis 21 mal mehr zu ziehen vermag, als ein kräftiges Pferd, während unsere Biene 30 mal mehr zieht. Das Roß schleppt durchschnittlich  $\frac{6}{7}$  seines Körpergewichts, der Maikäfer das 14 fache, die Biene gar das 20 fache. Mit andern Worten: Eine Biene schleppt mit Leichtigkeit 20 Freundinnen und entwickelt somit im Verhältnis dieselbe Kraft wie eine mittlere Lokomotive.

welcher Geschicklichkeit und Behendigkeit eine Biene der anderen ausweicht und keine die andere stört. Denn die Bienen sind außerordentlich ökonomisch und benutzen das kleinste Räumchen. Die großen Zellentafeln, unter dem Namen „Waben“ bekannt, sind auf beiden Seiten so dicht mit Zellen besetzt, daß nirgends ein Zwischenraum bleibt, und hängen so eng aneinander, daß die Verkehrsstraße, die je zwei und zwei bilden, nicht weiter ist, als daß eben zwei Bienen bequem nebeneinander vorbeigehen können, gleich manchen Städten im Morgenlande, die so enge Straßen haben, daß kaum zwei beladene Kamele einander ausweichen können. Einen Teil ihrer Wabensäle bestimmen die Bienen zu Wintermagazinen, worin sie für den Fall der Not ihre Vorräte aufspeichern, nämlich Honig und Bienenbrot. Den Honig, welcher als Nektar in kleinen glänzenden Tropfen aus den Nektarien der Blumen hervorquillt, lecken sie mittelst ihrer spitzigen Zunge auf, und ist der Honigmagen gefüllt, so kehren sie in ihre Wohnung zurück. Hier angekommen, setzen sie sich auf eine Honiggelle, stecken den Kopf hinein und schütten den zu Honig gewordenen (invertierten) Nektar tropfenweis aus. Hat die eine sich ihres Vorrates entledigt, so kommt gleich die andere und macht es ebenso, bis die Zelle gefüllt ist. Dann wird diese auch noch mit einem Wachstbedeckel versehen, damit nichts Unreines hineinfällt und der edle Honig sich den Winter hindurch frisch erhält\*). Außer dem flüssigen trinkbaren Honig

---

\*) Mit seinen luftdicht verschlossenen Honiggellen, in die nach der Annahme einiger Beobachter sogar noch ein Tröpflein Ameisensäure eingeflüßt wird, hat das Bienenvolk thatsächlich die erste Konservenfabrik der Welt gegründet. Der luftdichte Verschluß unserer mit Recht so beliebten Konserven von Früchten und Gemüsen aller Art, der meist sehr nach dem in Salzsäure getauchten Köttolben des Blechners schmeckt und seinen üblen Geschmack den Konserven selbst mitteilt, hält mit dem duftenden, ätherisch-wohlrriechenden Wachstverschluß der Bienenkonservierung keinen Vergleich aus. Der Wabenhonig hat deshalb bei allen, die absolut reinen Honig genießen wollen, vor dem auf mechanischem Wege gewonnenen Schleuderhonig, bis auf diesen Tag immer noch einen Vorzug.





speichern sie auch noch Bienenbrot (Pollen) in einzelnen Zellen auf. Dies ist eine festere Masse. Sie besteht aus Blütenstaub mit Honig angefeuchtet. Hat die eine den Blütenstaub aus ihrem Körbchen aus- und die andere in die Vorratskammern eingepackt, so kommt eine dritte und läßt einige Tropfen Honig hineinfallen, was so fort geht, bis die Zelle voll ist. So füllen sie Zelle an Zelle mit Vorräten an. Hätte der gütige Sommer nicht so reichen Segen in seine Blüten ausgeschüttet, der strenge Winter ließe unsere Bienen unbarmherzig verhungern. Aber des Himmels Segen ist im Sommer so viel gewesen, daß die Bienen nach ihrer langen Gefangenschaft noch Wachs und Honig im Frühjahr für den Menschen übrig behalten. Siehe da die Blume des Feldes! Sie erfreut dich durch ihren Geruch und ihre Farbenpracht; sie liefert dir aber auch die Wachskerzen an deinen Christbaum und den süßen Honigtuchen dazu.

In der Bienenresidenz giebt es aber nicht bloß Magazine, sondern auch lange Reihen von Kinderstuben, deren Zahl in die Tausende geht. Da werden die Arbeitsbienen geboren und aufgezogen. Geringer an Zahl aber etwas größer im Bau sind die Kinderstuben für die männlichen Bienen, die Drohnen. Auch Paläste für Prinzessinnen giebt es, wenige zwar, aber ausgezeichnet durch ihre Bauart. Diese sind nämlich nicht eckig, sondern rund und ragen weit über die anderen Häuser hervor, wie es sich für die Wohnungen der königlichen Familie geziemt. Die Königinnen sind ja auch ausgezeichnet durch ihre hervorragende Größe und Schwere, und müssen wohl größer und stärker sein als alle andern, da sie für den ganzen Bienenstaat die Eier legen.

Die Königin ist im wahren Sinne des Wortes die Landesmutter. Sind die Kinderstuben zugerichtet, so geht sie von Zelle zu Zelle und legt in jede ein Ei von milchweißer Farbe. Sie ist so emsig in diesem wichtigen Geschäfte, daß sie in ein paar Monaten viele Tausend Eier legt, also so viel, als sämt-



liche Arbeitsbienen zusammengenommen zählen\*). Es dauert nur wenige Tage, da hat sich das Ei schon in eine weiße, im Halbkreis zusammengekrümmte Made verwandelt. Da diese nicht, wie die Raupe der Schmetterlinge, ihrer Nahrung selber nachgehen kann, sondern ruhig in ihrer Wiege liegen bleibt, so bekommen die Bienen eine neue Arbeit. Sie haben jetzt nicht allein Baumaterial zu bereiten, Häuser zu zimmern und Wintervorräte einzusammeln, sondern auch noch Ammen- und Kindermädchendienste zu thun. Die Königin kümmert sich nämlich nach mancher — nicht aller — vornehmerer Beute Art gar nicht um ihre Kinder, sondern überläßt diese der Pflege des Bürgerstandes, der Arbeitsbienen. Diese nehmen sich dann der neugeborenen Kinder auch treulich an, bringen ihnen, ohne daß sie nötig hätten zu schreien, den süßen, nahrhaften Kinderbrei tropfenweise bei und wissen dabei so vortreffliche Diät zu halten, als hätte es ihnen ein Arzt gelehrt. Von der allerleichtesten Speise steigen sie allmählich auf zu immer derberer, um das Wiegenkind nicht zu überfüttern. Die allererste Fütterung ist ein weißlicher Brei, dem Mehlkleister gleichend; nach einigen Tagen wird dieser Brei schon etwas durchsichtiger und spielt ins Gelbliche oder Grünliche, aber an den eigentlichen Honig ist noch immer nicht zu denken. Hat die Made ihre halbe Größe erreicht, so ist der Brei schon merklich gelb und schmeckt etwas nach Honig. Zulezt bekommt er einen säuerlichen Zucker-

---

\*) Es ist durch Versuche festgestellt worden, daß das Gewicht der von der Bienenkönigin auf der Höhe der Brutentwicklung an einem Tage abgesetzten Eier ihr Körpergewicht fast zweimal (1.7) überragt. Eine mittlere Bienenkönigin wiegt circa  $\frac{23}{100}$  Gramm, die circa 3000 Eier aber, welche sie täglich ansetzen kann, wiegen nahezu  $\frac{40}{100}$  Gramm. Bei einer Lebensdauer von 3—4 Jahren ergäbe sich für ein einziges Individuum die imposante Zahl von gegen zwei Millionen Eier. Bei solcher außerordentlichen Leistungskraft, die eben doch auch eine rasche Absorption der physischen Lebenskraft im Gefolge hat, ist der unter uns Imkern gültige Grundsatz, nur junge, d. h. ein- bis zweijährige Königinnen als Zuchtmütter zu gebrauchen, wohl begründet.





geschmack — derjenige Brei aber, mit welchem die königliche Made gefüttert wird, hat mehr Honigtheile, schmeckt viel mehr nach Zucker und ist auch viel pikanter. Die Bienen bringen den Prinzessinnen diese Nahrung im Überfluß, damit sie desto größer und stärker werden als alle andern. Nach acht Tagen, gerade als ob sie die Tage in einem Kalender nachgezählt hätten, verschließen die Erzieherinnen jede Kinderstube mit einer Wachsthüre, denn das Füttern hört nun auf, die Made ist ausgewachsen und bedarf nicht mehr der Fütterung. Die Made macht sich's nun in ihrer Klosterzelle bequem und legt sich so, daß ihr Köpfchen gerade an die Öffnung der Zelle kommt, um zu seiner Zeit das Pfortlein desto sicherer aufstoßen zu können; auch ist sie nicht träge und faul, sondern, wie es rechte Bienenkinder sein müssen, rege und rührig, darum spinnt sie sich in ihrer Einzelhaft ein feines, seidenes Gewand von braunröthlicher Farbe. Die zarten Fäden zieht sie aus dem eigenen Munde und dreht dabei das Köpfchen immer im Kreise herum. Doch mag sie nicht zu lange im finstern Kämmerlein verborgen liegen. Sie sehnt sich mit aller Macht aus ihrem Puppenstande heraus und wieder nach einigen Tagen durchbricht sie ihr Puppenhäutchen, zerreißt das seidene Gespinnst, nagt die Wachsthüre weg, steckt erst den Kopf neugierig heraus, sodann die Vorderfüße und kommt endlich als junges hoffnungsvolles Bienehen mit zwei großen und zwei kleinen Auglein — denn so viele bringen diese Kinder des Lichtes und der Wärme mit auf die Welt — aus der Wiege hervor. Fröhlich umringen die Alten den neuen Ankömmling, lieblosen, betasten und lecken ihn, als wollten sie ihn als willkommenen Arbeiter und Mithelfer in ihrem Gemeinwesen begrüßen; er selber sieht sich zuerst die Bienenstadt von innen gründlich an, durchwandert staunend Stadtteil um Stadtteil und fängt an sich auf mancherlei Weise seinem Volke nützlich zu machen. Sind aber wieder ein paar Tage um, dann ist die zarte, feine Bienenjungfer schon zur tüchtigen Arbeiterin, ja zur streitbaren Amazone erstarkt. Nun

mögen andere das Haus hüten, sie selber duldet's nicht länger daheim; der helle Sonnenschein, der so freundlich zum Thor der Bienenstadt hereinsiel, hat ihr's angethan; so stürmt sie, dem Vorbild der fleißigen Schwestern nachfolgend, hinaus ins helle Sonnenlicht, denn

„Sonnenlicht, Sonnenschein  
Fällt ihm ins Herz hinein!“

und

„Draußen auf grüner Au  
Blühen viel Blümchen blau!“

Kommt es am Abend, zum erstenmal, mit süßer Honigbeute beladen, in die heimatliche Stadt und Burg zurück, so schallt ihm aus dem hellen Summen der Schwestern der gerechte Beifall des Lobes für sein fleißiges Verhalten herzerhebend entgegen und ehe es zur Ruhe geht, kann es noch an demselben Abend daheim zusehen, wie seine Ammen es sich sauer werden lassen, um sein Stübchen zu reinigen und für ein neues Schwesterchen wieder alles hübsch in Ordnung zu bringen. Die eine trägt das abgestreifte Puppenkleidchen, die andere das Madenhäutchen und was sonst noch darin sein sollte, pünktlich weg; alles ist blank und aufgeräumt; vielleicht führt heute nacht noch die Frau Königin ihr Weg zu diesem Kämmerlein, damit sie ihres mütterlichen Amtes warte und der leeren Zelle mit einem neuen Ei neues Leben schenke.

Der Mikrokosmos des Bienenstaates ist ein Bild des Makrokosmos der Menschenwelt, wie diese ihrerseits ein Gleichnis in dem unendlichen Organismus des Universums ist. Wer wollte leugnen, wie auch hier im kleinsten

. . Alles sich zum Ganzen webt,  
Eins in dem andern wirkt und lebt!  
Wie Himmelsträfte auf- und niedersteigen  
Und sich die gold'nen Eimer reichen!  
Mit segenduftenden Schwingen  
Vom Himmel durch die Erde dringen,  
Harmonisch all' das All durchklingen!“





## Drittes Kapitel.

### Die Haupt-Grundgesetze des Bienenstaates.

„Heil'ge Ordnung, segensreiche  
Himmelstochter, die das Gleiche  
Frei und leicht und freudig bindet!“

Schiller, Lied von der Glocke.

Die Frage nach dem besten Staat beschäftigt den Menschengeist seit unvordenklichen Zeiten. Sie ist so alt als die Menschheit selber, nachdem dieselbe einmal ihre Bestimmung zum staatlichen Leben als eine kategorische Forderung ihres Schicksals erkannt hatte. Poeten haben davon gesungen, Philosophen haben darüber nachgedacht, Staatsmänner darnach Gesetze gegeben und Verfassungen aufgebaut, gottbegnadigte Herrscher mächtige Völker gelenkt, Volkstribunen sind dafür in kritischen Zeiten auf die Rednerbühne gestiegen, Märtyrer ohne Zahl haben dafür ihr Leben gelassen, Blut und Thränen ohne Maß sind um dieses Ideals willen durch die Menschheit vergossen worden, aber auch herrliche Fortschritte, wirkliche Errungenschaften, wahre Triumphe, des Schweißes und Blutes der Edelsten wert, sind als Preis dieses endlosen Ringens und Kampfens um das Ideal des besten Staates zu nennen. Noch ist der absolut beste Staat freilich nicht verwirklicht, er wird es, wie tiefer Blickende behaupten, überhaupt nie werden, am allerwenigsten würde der brutale Umsturzplan unseres modernen Sozialismus, der weder Vaterland noch Gottesfurcht kennt, weder Thron noch Altar ehrt, und die ganze schöne Welt, diesen Ertrag einer Jahrtausende alten Kultur, wie einen wertlosen Scherben in Stücke zerschmettern möchte, uns diesem Ziele des besten Staates näher bringen. Und doch giebt es einen



in seiner Weise bestorganisierten und bestverwalteten Staat ur-ältester Art.

Lange bevor der Genius eines Plato dem athenischen Volke und der Menschheit das Idealbild eines vollkommenen Staates divinatorisch erstehen ließ, hat ein Staatswesen existiert, welches die drei Kardinal-Staatstugenden der Weisheit, des Mutes und der Mäßigung harmonisch in sich vereinigte und in den einzelnen Ständen ihrer Träger naturgemäß zur Darstellung brachte. Es ist der Bienenstaat. In ihm ist thatsächlich alles Individuelle in echt platonischer Weise aufgehoben. Hier müssen alle Einzelwesen dem Ganzen dienen und dazu mithelfen, dafür leben und selbst sterben, daß die Idee des Ganzen verwirklicht werde. Kein Bürger des Bienenstaates lebt sich selbst; er kann es schon gar nicht, selbst wenn er wollte. In der Ordnung des Ganzen allein ist Gesundheit und Wachstum, Glück und Gedeihen des Einzelnen möglich. Eigentum und Erziehung des jungen Geschlechtes sind öffentliche und gemeinsame Angelegenheiten. Selbst die Liebe, diese stärkste und individuellste Macht aller lebenden Wesen, wird im Bienenstaate dem Staatswohl geopfert, denn die große Mehrzahl des Volkes, die fleißigen Arbeiterbienen, sind geschlechtlich unentwickelt und in dem normalen Volk auch durchaus indifferent. Selbst der Verkehr der beiden Geschlechter untereinander, wie er zwischen der Königin und den Drohnen als den Repräsentanten des männlichen Geschlechtes besteht, erleidet durch das Bedürfnis des Staatszweckes eine sonst im ganzen Tierreich nicht mehr vorkommende Beschränkung.

Die Kardinal-Staatstugend der Weisheit tritt uns in der wunderbaren Verfassung des Bienenvolkes überraschend entgegen. Das große republikanische Gemeinwesen hat eine durchaus monarchische Spitze, als hätten die Bienen den althomerischen Grundsatz als erstes Staatsgesetz adoptiert: *οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανία, εἰς κοιρανὸς ἕστω*. Vielleicht hat es bei ihnen, wenn sie sich doch, wie Darwin meint, aus niederen zu höheren





Stufen entwickelt haben, auch einmal eine Vielherrschaft gegeben. Aber sie werden dabei dieselbe Erfahrung gemacht haben, welche die Menschenstaaten ohne geborene Herrscher machen müssen: „*οὐκ ἀγαθόν*“. Es lebt sich nicht gut dabei. Darum haben die klugen Bienen, so groß auch die Volksrechte sind, welche sie sich vorbehalten haben und an denen nicht gerüttelt werden darf, dennoch der Monarchie den Vorzug gegeben\*). In ihrem praktischen Sinn dachten sie aber: Wozu einen König und ein ganzes Hoflager, wenn es eine Königin auch thut. So führt unter dem Bienenvolk eine Königin das Regiment und dieses Regiment ist weise. Der Zweck der Bienenkönigin ist nämlich durchaus nicht bloß der, als Landesmutter für die Fortpflanzung des Volkes unermüßlich zu sorgen, obwohl darin, wie wir oben erzählten, die Hauptaufgabe der Herrscherin ruht, vielmehr ist dieselbe recht eigentlich eine Regentin, aus deren königlichem Herzen der Masse des Volkes erst der rechte Geist zu den Entschlüssen und Thaten, wie sie auch im Bienenstaate vorkommen, zuströmt. Die Probe darauf kann jeder Bienenzüchter selbst machen. Sobald man die Königin durch die bekannten künstlichen Absperrgitter oder Käfige an dem freien Zusammenleben mit ihrem Volke behindert, hört nicht nur das Eierlegen selbstverständlich auf, sondern das ganze Volk wird je länger je mehr desorganisiert und demoralisiert. Zuletzt geht dem königinlosen Volke alle Schneid', d. h. alle Spannkraft, Thatenlust und Energie zur Arbeit verloren. Das Volk wird wie matt und lahm und geht anstatt vorwärts, rückwärts. Vernünftige Bienenzüchter wollen daher von dieser künstlichen Absperrerei, die im Grunde genommen eine Tierquälerei ist, längst nichts mehr

---

\*) „Ihr Regiment ist nicht eine Demokratie, nicht eine Aristokratie, sondern eine Monarchie; sie haben nur einen König, gleichermaßen ein großes Heer, darunter sind etlich Trommeter, welche die anderen des Morgens mit einem Getöse aufwecken; etliche stehen Schildwach!“ (Aus der berühmten *Oeconomia ruralis et domestica* des Johannes Colerus, XIII. Buch, Kap. 137 Frankfurter Ausgabe von 1692.

wissen. Die Königin gehört in das Volk, so gut wie das Herz zum Körper. Sie ist der geheimnisvolle Mittelpunkt der wunderbaren Biologie der Bienen. Das fühlen die kleinen Bürger und Unterthanen auf ihre Weise selbst. Ein Bienenvolk, aus dem Ihre Majestät zum Hochzeitsflug eben ausgezogen ist, verhehlt sich den Ernst der Stunde nicht; auch die letzte Biene weiß und verrät durch ein fetsam aufgeregtes Gebahren, daß von dem glücklichen oder unglücklichen Ausgang dieses Ausfluges Sein oder Nichtsein des ganzen Volkes abhängt. Zahlreicher als sonst sind in dieser Stunde an dem Eingangsthor der Bienenstadt die Wachen aufgestellt und alle präsentieren um die Wette zum Zeichen treuer Pflichterfüllung die Waffen, indem sie unter vibrierendem Flügelschlag aus dem emporgeredten Hinterleib den scharfen Stachel sehen lassen. Andere umschwärmen den Stoß in engeren und weiteren Kreisen, wobei sie aber den Kopf stets gegen den Stoß gerichtet haben. Das ist die äußerste Vorpostenkette, absichtlich so weit hinausgeschoben und so durchaus mobil, um die hoffnungsvoll heimkehrende Herrscherin schon vor dem Weichbild der festlich bewegten Bienenstadt geziemend in Empfang zu nehmen und feierlich das Geleite zu geben. Welche helle Freude aber, wenn die Königin, die Stammutter so vieler Geschlechter und die weise Herrscherin des großen Volkes, endlich heimkehrt, welcher Volksjubel seltener Art durchbraust die Hallen und Straßen der beglückten Bienenstadt!

Dagegen, welche tiefe Trauer, wenn die Heißgeliebte ausbleibt und nimmer wiederkehrt! Dann ertönen dumpfe, langgezogene Klagetöne. Alles ist in größter Unruhe und Verzweiflung. Es ist als ob sie die verloren gegangene Herrin in allen Winkeln und Gassen der Stadt suchen wollten. Selbst in der stillen Nacht, wenn die weiselrichtigen Völker längst zur Ruhe gekommen sind, laufen die Untröstlichen noch außerhalb des Flugloches umher. Aber keine Klage, kein Schmerz kann die Verlorengegangene zurückerufen; denn

„schwer und tief ist der Schlummer der Toten.“





Fern von ihrem treuen Volk ist sie eine Beute geworden eines grausamen Feindes oder von plötzlichem Gewittersturm erfaßt ist ihr edler Leib aus sonniger Höhe auf die kalte, nasse Erde geschleudert worden.

„Da liegt sie entseelt,  
Hingestreckt in der Blüte der Lage,  
Schwer umfangen von Todesnacht,  
An der Schwelle der bräutlichen Kammer!  
Aber über der Stummen erwacht  
Lauter unermesslicher Jammer!“

Das Bienenvolk ist weisellos — ein schreckliches Wort für die Immen wie für den Imker.

Dieses zarte, fast möchten wir sagen seelische Verhältnis zwischen den Bienen und ihrer Königin war auch den Alten nicht unbekannt. „Wunderbar ist“, sagt Plinius, „des Volkes Gehorsam gegen den König. Wenn er auszieht, so begleitet ihn der ganze Schwarm, drängt sich um ihn her, umschließt, beschirmt, deckt ihn. Arbeitet das Volk, so umgeht er drinnen das Werk, die einen ermunternd, die andern scheltend und strafend, er selber geschäftlos. Um ihn sind Trabanten und Schergen, beständige Hüter seines Ansehens. Im Zuge strebt jeder ihm nahe zu sein und freut sich, dem Könige dienstbar zu erscheinen. Ist er müde, so stützen sie ihn mit den Schultern; ist er entkräftet, so tragen sie ihn ganz. Verliert er sich aber, so folgen sie ihm kraft des Geruches. Wo der König sich setzt, da ist das Lager des Heeres.“ Virgil rühmt:

Nie hat den König so hoch Ägyptus, die große  
Lydia, noch der Parther Geschlecht, noch der Meder Hydaspes  
Nie verehrt.“

Lesser aber in seiner humoristischen Weise (Insekten-Theologie S. 138) meint: „Betrachtet man insonderheit die Weiber-Monarchie der Bienen, so muß man sich über derselben kluge Verfassung ihres Regiments so sehr verwundern, als man sich ehemals über das Regiment der Königin Christine in Schweden, der Königin Anna in England und der jetzigen Groß-Czarin von



Rußland gleiches Namens verwundert. Die Macht dieser Königin anlangend, ist der Groß-Sultan der Türken mit allen seinen um sich habenden Janitscharen, welche Kerls auch dem allerverwegensten Kommando parieren, nicht so absolut als unsere Bienenkönigin. Sie kommandiert in höchsteigener Person alles nach ihrem Gefallen: Arbeiten, Fechten und Schwärmen dependiert gänzlich von ihr.“

Bei solchem zugleich kräftigen und weisen Regiment muß die Wohlfahrt unseres Bienenvolkes gedeihen und blühen. Der Geist der Eintracht und Einigkeit ist der Schutzgeist des richtigen Bienenvolkes. Von den Parteikniffen und Fraktionsbestrebungen unserer menschlichen Kulturstaaten ist das Bienenvolk zu seinem Vorteil verschont. Hier gilt der Spruch: Alle für eine und eine für alle. Sollte je eine Nebenbuhlerin um Thron und Würden von außen in das Volk dringen, oder sollte die überschüssige Volkskraft gefährliche Thronkandidaten erzeugen, so wissen die Bienen als kluge Tiere und treue Unterthanen Rat. Im ersteren Falle wird der Eindringling unschädlich gemacht, die Königin selbst tritt der Nebenbuhlerin fertig zum Streit kühn entgegen und versetzt ihr mit eigener Waffe den gerechten Todesstoß; im letzteren Falle aber wird nach dem Grundsatz „friedlich-schiedlich“ verfahren und eine organisierte Auswanderung des einen Volksteiles im sogenannten Schwarmakt in Scene gesetzt. Selbstverständlich läßt die alte Königin die ihr treuen Unterthanen dabei nicht im Stich. Jetzt zeigt sie als eine brave Regentin Treue um Treue und übernimmt ohne Bedenken die neuen, schweren Regentenpflichten in dem neuzugründenden Staat.

Nicht die Weisheit des Regiments allein verdient unsere Bewunderung. Unsere Bienen entfalten nicht minder schön die zweite platonische Staats- und Bürgertugend, den tapferen Mut in der Stunde der Gefahr. Es sind dies aber nicht etwa einzelne, durch Körperkraft, Gewandtheit und Adel der Gefinnung zum Kriegerstand Berufene wie bei dem Menschengeschlecht in





früheren Zeiten es war. Auch sind es nicht feile Söldnerscharen, die um schnöden Geldes und Ruhmes willen der Fahne folgen. Solche Miliz mögen die sonst ebenfalls sehr tüchtigen und streitbaren Ameisenvölker sich halten. Der Bienenstaat verlangt bessere Streiter als Söldlinge; er hat ein wirkliches Volkzsheer; jeder waffenfähige Bürger des Staates mit Ausnahme der faulenzenden Drohnen, die auch in anderer Beziehung keine richtigen Volkbürger sind, sondern nur für eine gewisse Zeit Gastrecht genießen, ist geborenes Glied dieses schlagfertigen und wohlorganisierten Heeres. Als blanke Waffe hat ihnen der Schöpfer, damit sie ihren zahllosen Feinden gegenüber, zu denen auch der Mensch gehört, nicht wehrlos seien, den scharfen, giftgetränkten Stachel gegeben. Wer ihn auch nur einmal gefühlt hat, wie er mit Blitzesschnelle dem gezückten Dolche gleich in den Leib sich bohrt und zum Zeichen, daß er wirklich sitzt, auch stecken bleibt und „schwellende Schmerzen“ bereitet, der wird ihn nicht verachten. Die räuberische Wespe, welche frech das Flugloch des Stockes umschwirrt, um ein Bienlein zu erhaschen und dann mit Blitzesschnelle gleich dem Habicht mit der Taube sich in die Lüfte davon macht, die lichtscheue Wachsmotte, welche die reinliche, wabengebaute Bienenstadt als bequemes Nest für die eigene, unheilfynnende Brut besetzen möchte, der honigglüsterne Totenkopfschwärmer\*) und das zudringliche Mäuschen, welche

---

\*) Der Totenkopf (Sphinx atropos), einer unserer größten Nachtfalter, dringt bekanntlich gern in die Bienenstöcke ein, um Honig zu stehlen. In manchen Gegenden und in gewissen Jahren tritt er in den Bienenständen sehr zahlreich auf. Der berühmte Naturforscher Huber († 1831) machte dabei eine nicht unwichtige Beobachtung. Die Totenköpfe hatten mehrere Jahre lang einen bestimmten Stock zur Belagerung ausersehen. Die Bienen dieses Stockes setzten sich aber durch den Querbau einer Wachswabe vor das Flugloch erfolgreich zur Wehr. Im Jahre 1805 zerstörten die Bienen selbst diese Mauer, und siehe da, weder 1805 noch 1806 kamen irgendwelche Totenköpfe zum Vorschein. 1807 dagegen baute das Bienenvolk plötzlich wieder seinen Wachsbau neu auf und

den leckeren Honig verschmeckt haben und als ungebetene Gäste Einlaß begehren, Meister Braun, der Bär mit seinem Honig-maul, wenn er sich einmal einen süßen Tag bereiten möchte und last not least der Mensch, zumal wenn er recht ungeschickt an dem von Natur so zarten und feinfühligem Böttlein herumhantiert, — sie alle haben schon mit dem schmerzberreitenden Stachel des wehrfähigen Bienenvolkes Bekanntschaft gemacht und haben auch alle Ursache, ihn zu fürchten. Im gereizten Zustande entwickeln unsere kleinen Krieger einen geradezu erstaunlichen Mut. Mann auf Mann rücken sie schlagfertig aus dem Thore der Stadt dem Feinde auf den Leib; mit einer wahren Berserkerwut fallen sie über alle verwundbaren Stellen desselben her; jeder Schlag des Feindes zur Gegentwehr verdoppelt ihre Wut; schon haben sie mit seltener Taktik das schuldige Opfer ihres Grimmes von allen Seiten eingeschlossen. Jetzt wendet sich der Feind zur Flucht und verläßt mit Seufzen und Jammergeschrei den Kampfplatz, da heften sie sich dem Fliehenden an die Sohlen; selbst der Angstschweiß, der dem armen Gemarterten aus allen Poren zu rinnen beginnt, ist den ergrimmtten Kriegern verhaßt und reizt sie, anstatt sie zum Mitleid zu stimmen, nur desto schrecklicher auf. Doch, tragisches Schicksal dieses tapferen Mutes — jeder Dolch, der auf den Feind gezückt wurde und das Ziel traf, kostet dem braven Krieger selber Leib und Leben. Wahrlich, wie jene spartanische Mutter dem ins Feld ziehenden Jüngling zum Abschied in lakonischer Kürze zurief: „Entweder mit dem Schilde oder auf dem Schilde, aber nicht ohne ihn!“ so könnte auch die edle Königinmutter ihre streitbaren Amazonen in den Kampf entlassen und bedeuten: „Entweder mit dem Stachel oder auf dem Stachel, aber nicht ohne ihn!“ Welches wackere Volk könnte sich braverer Söhne, heldenhafterer Verteidiger der heimatlichen Herde, todesmutigerer

---

richtig tauchten auch die Räuber wieder auf. Ist solches Verhalten der klug vorbeugenden Tierchen nicht wunderbar?





Sieger rühmen als das unscheinbare Bienenvolk? Doch kämpfen die Bienen, vielleicht im dunklen Vorgefühl des hohen persönlichen Kampfprieises des eigenen Leibes und Lebens, nie ohne Not. Ihr Leben ist ja ein Tagewerk des reinsten Friedens und weitester Ausnützung aller Kräfte; wie sollten sie in eittem Übermut und frevelndem Sinn die Rolle des mutigen Angreifers spielen! Die Biene sticht nur, wenn sie muß; das Leben der einzelnen fleißigen Genossen ist zu kostbar, als daß es für einen tollkühnen Strauß vergeudet werden dürfte. So, „der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb“, schreiten die Bienen gleich den edlen gesitteten Völkern zur ultima ratio der irdischen Dinge, dem Kriege. Wie viel edler und sozusagen gesitteter erscheinen sie eben um dieser Art willen uns Menschen als ihre alten, gleichberühmten Kampf- und Kunstgenossen, die Ameisen. Die fortgesetzten Angriffskriege dieser streitbaren Myrmidonen unter den Insekten, welche förmliche Sklavenjagden veranstalten, Raubzüge organisieren, Überfälle und Plünderungen vornehmen, an Wehr- und Schuldlosen Mord und Totschlag ausüben, kennt das Bienenvolk nicht. Solches herzlose Treiben verabscheut die Biene mit Recht; das sei ihr zum Ruhme angerechnet. Wenn sie ihre Blumenfahrten antritt, thut sie keiner Blume etwas zu leid, vielmehr beschenkt sie viele Blumen mit der kostbaren Gegengabe der von ihr unwillkürlich besorgten Befruchtung, und den anderen Blumenfreunden aus dem Insektenreiche, die mit ihr auf die Nektarschätze angewiesen sind, läßt sie ohne Neid und Streit gern ihr Anteil. Nicht so die Ameise. Ihr Erscheinen bringt den lieben Blumen nicht Freude und Segen, sondern Fluch und Verderben. Wo Ameisen an einer Pflanze erscheinen, da zehren sie durch das Schwarzerzergeschlecht der gefräßigen Blattläuse, welche man ihre Milchkuhe zu nennen pflegt, indirekt an dem Lebenssaft derselben; die Blätter schrumpfen saftlos zusammen, die duftige Blüte verkümmert und verkrüppelt aus Mangel an Säften, ehe sie zur Entfaltung kommt und Blüte und Frucht ist dahin. Für die kleine, harmlose Tierwelt



bedeutet eine Ameisenkolonie ringsum Schrecken und Verderben. Wer diesen Barbarismus und Vandalismus des Ameisenvolkes noch nicht kennt, der hebe, wie Forell (Über die Ameisen der Schweiz, 1874) vorschlägt, ein Nest der gewöhnlichen Wiesenameise gründlich aus, verbringe die ganze krabbelnde Gesellschaft in einen dicht schließenden Sack und schütte dann den ganzen Inhalt auf eine frischgemähte Wiesenfläche hin. Sofort, nachdem die Ameisen von dem neuen Territorium Besitz genommen haben, entsteht unter den kleinen Bewohnern desselben eine allgemeine Panik: Alle Grillen entfliehen im Nu, indem sie ihre Erdlöcher preisgeben; die Heuschrecken, die Zirpen, die Erdföhe suchen sich nach allen Seiten zu retten; die Spinnen, die Käfer, die Staphylinen verlassen ihre Beute, um nicht selbst zu einer solchen zu werden; die ungeschickteren Tiere oder diejenigen, welche im Kampfe mit Gegnern ihre Beine verloren haben, oder solche, welche eben erst ausgeschlüpfen, werden von den auschwärmenden Ameisen massenweise aufgespürt, hingemordet und zerrissen. Ich habe, bemerkt der genannte Entomologe, einen Trupp Wiesenameisen mit einem Wespennest (*vespa germanica*) zusammentreffen sehen, welches in die Erde hineingebaut war. Sie blockierten sofort die Öffnung des Nestes und jagten die zahlreichen Insekten heraus, allerdings nicht ohne bei dieser Blockade viele ihrer eigenen Beute zu verlieren. Wenn die Maitäfer im Frühjahr sich anschicken, aus der Erde zu kriechen, sieht man häufig, wie die Wiesenameise in das kleine Loch, welches noch nicht groß genug ist, um den Maitäfer passieren zu lassen, eindringt und den nichts Böses ahnenden wie einen Schläfer im Bette mordet. Die Raupen, die Regenwürmer, die Cicaden, die Larven jeder Art und Größe werden in gleicher Weise die Beute der verschiedenen Arten der Gattungen *Formica* und *Myrmica*, *Lasius* und *Tetramorium*, *Tapinoma* u. s. f. Sogar die geflügelten Insekten sind vor diesen schlimmen Totschlägern alles Lebendigen nicht sicher. Der Verfasser dieses hat schon wiederholt auf seinen Spaziergängen Schmetterlinge,





Schnecken und Fliegen, welche durch irgend einen Zufall in den Rasen herabgefallen waren und nicht gleich aufkamen, von den in der Nähe lauern den Ameisen angefressen gesehen. Sogar an die zarte Brut junger Vögel, welche auf dem Boden oder in niederem Gebüsch nisten, wagt sich das Räubervolk heran und martert die hilflosen Wesen langsam zu Tode.\*) Wer angesichts dieser Thatfachen, wofür die Beispiele sich leicht vermehren ließen, die Ameisen als die Koryphäen der Insektenwelt bezeichnen und einem Räubervolk den Primat über alle Unverwandten zuerkennen will, mag es immerhin thun. Sympathisch sind uns die Ameisen in ihrem Thun und Treiben jedenfalls nicht. Wir bewundern zwar mit Deuret, ihrem verdienstvollen Biographen, ihre Baukunst, vermittelt welcher sie ihre Hügelburgen mit Zimmern und Vorzimmern, Versammlungssälen und Vorratskammern, Säulen, Zwischenwänden, ja sogar mit wirklichen Tragbalken en miniature, ausstatten, wir respektieren ihr Talent für Land- und Milchwirtschaft, wir staunen über ihre Zeichensprache, aber wir verabscheuen ihre barbarische Kampfesmut, ihre Räubereien und Mordbrennereien. Dem ästhetischen Beobachter — und ein solcher ist nicht bloß der Gelehrte

---

\*) Noch gefährlicher und gefürchteter als unsere einheimischen Ameisenarten sind diejenigen der tropischen Gegenden. Wenn die westafrikanische Jagd- oder Treiberameise (*Annoma arcens*) in ein Haus einzieht, dann verlassen die Neger sofort ihre Wohnung, weil sie wissen, daß gegen diese Einquartierung aller Widerstand umsonst ist. Nicht nur alles Ungeziefer, welches im Hause verborgen ist, wie Ratten, Mäuse, Schwaben, Spinnen und Wanzen, sondern auch Schlangen und Eidechsen machen sich aus dem Staube; sogar eingepferchte Schweine und Hühner fallen ihnen zur Beute. Die Termiten, deren Baulalent das der Bienen und Ameisen noch um ein Bedeutendes übertrifft, sind übrigens keine Ameisenart, wie man sie oft zusammenreißt, sondern gehören in die Ordnung der Nestsflügler. Sofern dieselben die Helle des Sonnenlichtes scheuen und nur unterirdisch im Dunkeln arbeiten, sind sie gewissermaßen die Antipoden der lichtfrohen Bienen, eine Art „Dunkelmänner“ unter den Insekten.

und Forscher, sondern das Volk mit seinem unverdorbenen Gemüt und das Kind mit seinem reinen Herzen ebenso gut — kann allein die friedliche und doch wehrhafte Art des Bienenvolkes gefallen. Die Biene ist, auf den kriegerischen Mut angesehen, entschieden das edlere Tier und dieser Ruhm soll nicht von ihr genommen werden.

Weisheit, Mut, Mäßigung, lautet die Tugend-Trias des platonischen Idealstaates. Die in vieler Hinsicht schwierigste Staats-tugend, an der selbst wir Menschen in unserem Staats-leben noch sehr viel zu lernen haben, ist die Mäßigung, eine echt hellenische, klassische Tugend, welche den Alten für Götter und Menschen der letzte, untrügliche Maßstab der Vollkommenheit war. Das Bienenleben und sein Staat sind reich genug, um auch hierzu auffallende Parallelen aufweisen zu können. Eine gewisse Vorstufe zu dieser höchsten Staats-tugend hat unser Bienenstaat schon in der wunderbaren Leistung seiner Baukunst, von der wir oben ausführlich sprachen, erreicht. Das Ebenmaß der aufs genaueste aneinander gereihten und harmonisch auf-gebauten, sechseckigen Zellen, die auch bei der denkbar größten Verlängerung doch nie den Grundriß verleugnen und die Symmetrie der ganzen Wabe stören, zeugt von einem Prinzip des Maß-haltens in Beziehung auf die Form. Ebenso wissen die Bienen aber auch mit der Ausdehnung ihrer Bauwerke genau Maß zu halten. Sie bauen nicht über Bedürfnis; Zeit und Umstände, gute oder schlechte Trachtverhältnisse sind der untrügliche Regulator hierfür. Das Volk weiß sehr wohl aus dem jeweiligen Zustand der Entwicklung, in dem es gerade steht, ob Arbeiterzellen, oder Drohnenzellen oder Weisel- d. h. Königinnenzellen anzulegen sind. Selbst der durch künstlich gereichte Mittelwände irregeleitete Bautrieb des Volkes hält im kritischen Moment nicht lange vor. Jeder Imker von halbwegs reicher Erfahrung weiß, daß die Bienen, wenn sie einmal absolut Drohnenbau ausführen wollen und müssen, auch die saubersten und reinsten Arbeiterzellen zu Drohnenzellen umwandeln. Eine Bauepidemie,





auf gut deutsch Bauschwindel auf Spekulation, worin unsere modernen Großstädte zu ihrem empfindlichen Schaden sich zeitweise gefallen, kennt das solide Bienenvolk nicht.

Besonders großartig tritt uns aber die Tugend des Maßhaltens bei dem Bienenstaat in Beziehung auf alles, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehört, entgegen. Mag der Honig draußen in der Natur als Nektar in Strömen fließen, die Bienen verzehren darum kein Lot mehr als sie eben zur Erhaltung ihres Lebens bedürfen. Andererseits macht sie aber der zeitweilige Überfluß auch nicht üppig oder leichtsinnig wie die Menschen. Ihr oberster Lebensgrundsatz heißt: „Weise, benutze die Zeit!“ und „Spare in der Zeit, dann hast du in der Not!“ Gerade das Sparen verstehen sie vortrefflich. Ihr ganzer Haushalt ist eine Musterökonomie ersten Ranges; es giebt für den Menschen keine bessere Haushaltungsschule als der Bienenstaat. Lange bevor Joseph, den Traum des Pharao richtig deutend, in Ägyptenland umherzog und für die bevorstehenden sieben unfruchtbaren Jahre Getreide sammelte, hat das kluge Bienenvolk Jahr um Jahr seine Vorratskammern gebaut und gefüllt. Ob die Bienen Träume und Gesichte haben, wissen wir nicht, ob das erste Bienenvolk, das Urvolk, den von ihm abstammenden Geschlechtern die Tugend der Mäßigung, des Sammelns und Aufsparens als oberste Staatsraison mitgegeben hat, meldet kein Lied und kein Heldenbuch; aber selbst wenn die Bienen im Kampf um das Dasein, wie Darwin und seine Schule lehrt, sich diese Tugend erst allmählich angeeignet und sie von Geschlecht zu Geschlecht vervollkommenet haben sollen, unbegreiflich bleibt doch, wie das erste Ur- und Stammvolk zu dieser Idee kam, ebenso wunderbar als der wissenschaftliche Nachweis, wer der ersten Schwalbe den Weg über die himmelhohen Alpen und die endlose Meeresfläche gezeigt hat. Genug, das Bienenvolk weiß, daß nach den wenigen sonnigen Monaten der schönen Sommerszeit viele lange und kalte Wintermonate kommen, wo alle Honigbrünnelein versiegen und alle Blümlein



auf der Heide sterben, wo ein Bienenvolk im Schnee und Eis vergraben werden und elend verhungern müßte, wenn nicht zeitig Vorforge für ein warmes Häuslein und das tägliche Brot getroffen worden ist. Darum ruhen und rasten die Bienen nicht, bis daß die Zukunft des Volkes, das so viele tüchtige Ahnen zählt, durchaus sicher gestellt ist. Ist das Jahr nicht zu ungünstig, so kommen die klugen Ökonomen auch richtig zum Ziel. Bis der Sommer Abschied nimmt und mit dem fallenden Laube die Säfte der Bäume rückwärts gehen, haben die fleißigen Sammler so viel edlen Honig und so viel köstliches Bienenbrot in ihren praktischen Vorratskammern aufgespeichert und verwahrt, daß sie jetzt getrostens Herzens dem Einzug des harten Winters entgegensehen können. Zuvor werden noch alle schadhast gewordenen Stellen ihres Hauses genau besichtigt und ausgebessert; dazu hat das Volk unter seinen Gliedern tüchtige Maurexpoliere, die mit einem ganz besonders guten und zähen Cement, Propolis nennt ihn der Imker, alle Ritzen und Sprünge austreichen, sowie das Stadthor bis auf ein ganz kleines Pfortlein ausmauern, damit der kalte Nord nicht so scharf hereinblase und die Schneegestöber und Regenschauer etwas abgehalten werden. Gleich am ersten frostigen Wintertage läßt die Königin zum Sammeln blasen. Mann für Mann treten die treuen Bürger an, einer reicht dem andern die Hand und nun schlägt das Volk, die Herrscherin in der Mitte, in den schönsten und wärmsten Straßen, im Centrum der Bienenstadt, sein Winterlager auf. Die aus ihren aneinander und aufeinander ruhenden, festverschlungenen Leibern ausströmende Wärme ist ihr Lagerfeuer und die Honigtröpflein, die sie von Zeit zu Zeit, aber nur mäßig und sparsam zu sich nehmen, sind das edle Brennmaterial. Wunderbarer Kreislauf der Natur! Die Wärme des Sonnenstrahls hat in der saftschwellenden Blüte der Pflanze den kleinen, süßen Nektartropfen erzeugt; die Biene hat den Nektartropfen in Honig verwandelt und nun muß der in den Leib der Biene zurückkehrende Honig wieder eine Quelle der





Wärme und des Lebens werden. „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!“ Auch das Kleinste darf in dem Haushalt deiner Schöpfung nicht verloren gehen. Nunmehr ist das Bienenvolk im Kreislauf des Jahres in sein letztes und langes Stadium eingetreten: es hält seinen Winterschlaf. Es hat ein Recht dazu. Wer im Sommer Tag und Nacht sich abgearbeitet hat, der darf im Winter, um sich völlig auszuruhen, auch den Tag zur Nacht machen. Die fleißigen Bienen haben die lange Winterruhe wohl verdient. Im Winterschlaf sammeln sie auch wieder ihre Kräfte für das kommende neue Arbeitsjahr. Wenn sie sprechen könnten wie wir Menschen, würden sie sich am Lagerfeuer in der langen Winternacht ihre Abenteuer auf den schönen Blumenfahrten des verflossenen Sommers erzählen, die Macht, Weisheit und alle übrigen Regententugenden ihrer Königin in Liedern preisen und von ihres Volkes Heldenthaten singen; wenn sie im Schlafe ihren Gedanken Audienz geben könnten, wie wir, so würden sie gewiß nur süße Träume haben voll Blumenglück und Blütenpracht. Jedenfalls „harren auch sie“, wie ein Großer im Reiche des Geistes, der Apostel Paulus im Briefe an die Römer (VIII, 19) das Consortium alles Geschaffenen und Vergänglichem ebenso wahr als schön gedeutet hat, einer „herrlichen Freiheit“ mit uns, den Erstgeborenen der Kreaturen. Wenn die Sonne am Himmelszelt wieder höher steigt und unter der wachsenden Kraft des Lichtes und der Wärme in der Pflanzentwelt die Säfte sich regen und bewegen, dann geht auch durch die Reihen des zum Schlafe gelagerten Bienenvolkes der Morgenruf der Tagwache hindurch und auch ihre Losung heißt dann:

„Es muß doch Frühling werden.“

Gern hätten wir diesen Abschnitt aus dem Bienenleben hiermit geschlossen, doch als ehrliche und aufrichtige Freunde dürfen wir nicht bloß die Lichtseiten unserer Lieblinge hervorheben, sondern müssen auch eine Schattenseite ihres Charakters zur Sprache bringen. Es ist gottlob nur eine einzige Untugend,

die wir der Biene in das Schuldbuch schreiben müssen, allerdings eine recht häßliche und bei allen guten Menschen schwer verpönte — die Unbarmherzigkeit und Pietätlosigkeit gegen die Angehörigen des eigenen Geschlechtes. Verursacht kann diese abscheuliche Gewohnheit bei uns Menschenkindern auf eine doppelte Weise sein: entweder ist natürliche Roheit, sittliche Stumpfsheit und tierische Verwilderung die Ursache, wie bei gewissen kannelischen Völkern, die ihre alten, gebrechlichen Stammesgenossen, darunter ihre leiblichen Eltern, als unbrauchbare Individuen in der Wüste aussetzen; oder es liegt eine durch gewisse soziale Mißverhältnisse, speziell durch Übervölkerung nahegelegte gemeinsame Gewohnheit zu Grunde, wie bei den Chinesen, welche bekanntlich dem Kindermorde, besonders der Kinder weiblichen Geschlechtes, durch Aussetzen huldigen. Ganz in demselben Falle befindet sich das volkreiche Bieneengeschlecht. Die Bienen werden gleichfalls unbarmherzige, grausame Mörder an ihrem eigenen Geschlecht, nicht gegen ihre Kinder, die sie ja mit mütterlicher Pflege über alles lieben, wohl aber gegen das männliche Geschlecht ihres Staates, die sog. Drohnen, und gegen diese nicht solange sie sich im Kindheitszustande befinden, sondern wenn sie in gewissem Sinne zu altern anfangen. Sobald nämlich der Natur- und Staatszweck der Drohnen in Hinsicht auf die von ihnen zu leistende Begattung der Königin erfüllt ist, haben die Drohnen auch ihr Lebens- und Staatsrecht verwirkt. Während man ihnen vorher das Beste an Speise und Trank in Fülle und Fülle zukommen ließ, ohne daß sie selbst zur Mitarbeit beigezogen worden wären, gönnt man ihnen nach erfüllter Pflicht keinen Bissen mehr. Ihr müßiges Herumlungern und „dröhnendes“\*) Ausschwärmen ist den fleißigen Arbeitern schon längst ein Ärgernis gewesen. Lange hat man sie mit Nachsicht gewähren lassen, dafür bricht jetzt der verhaltene Born mit bestialischer Wut los. Wehe den armen Freiern, die in dem Palaste

---

\*) Daher das onomatopoetische Wort „Drohne“.





ihrer Penelope, der Königin, ohne Maß und Ziel immer noch fortschmausen und zechen möchten! Ihre Todesstunde hat geschlagen. Unerbittlich treibt man sie wie Schafe zur Schlachtbank hin, und zahllos werden ihre Leichname zur Stadt hinausgeschleift. Das ist die Drohnenschlacht der Bienen. Zu Tausenden umringen die wehrhaften Arbeiterinnen die dicken, faulen und wehrlosen Gesellen, die anfangs den blutigen Ernst ihrer Dränger gar nicht verstehen können, jagen sie in einem unbarmherzigen Kesseltreiben von einem Ecke der Bienenstadt in das andere; scheu und zitternd vor Todesangst drängen sich die unaufhörlich Gehezten in einen Haufen zusammen. Das ist der Moment des anhebenden Massenmordes. Auch nicht Eine Drohne wird verschont; wer nicht im Mordgewühl im Innern der Stadt den Todesstoß erhält, wird nach tagelanger Verfolgung halbverhungert zum Stadthor hinausgeschleift und, wie der Verbrecher im alten Rom vom tarpejischen Felsen, vom Flugloch hinabgestürzt, wo er dann in der Nacht auf dem kalten Boden vollends sein jammervolles Leben beschließen mag, wenn nicht lauernde Ameisen, diese Raben der Drohnenschlachtfelder, ihn bei lebendigem Leibe aufzehren. Wahrlich, eine barbarische Mezelei, gegenüber welcher die Greuel einer sizilianischen Vesper oder der Pariser Kommune fast Kinderspiele sind.

Doch nicht bei jedem Bienenvolk kommt es zu solchem blutigen Tagewerk. Wenn die Königin auf dem Begattungsausfluge verunglückt und nicht wiederkehrte, oder wenn sonst die Staatsverhältnisse mit den Grundgesetzen nicht ganz stimmen, dann erhalten die Freier, so ungern man sie sieht, eine Gnadenfrist. Manchmal wird dieselbe bis in den Herbst, ja bis in den Winter hinein verlängert. Dann aber weiß der sorgsame Bienenzüchter, in diesem Volke ist etwas nicht in Ordnung; es ist dann etwas „faul im Staate Dänemark“, und jetzt heißt es selber eingreifen, je früher desto besser, bevor der Schaden unheilbar wird.

Übrigens wollen wir nicht übersehen, daß diese von uns



konstatierte Unbarmherzigkeit und schände Pietätlosigkeit des Bienenvolkes gegen die Drohnen eigentlich nur die Rehrseite der von ihm bis in das Extrem durchgeführten Staats-tugend der Mäßigkeit ist. Die ökonomischen Bienen sind so überaus maßvoll und im großen wie im kleinen so ausschließlich nur auf das bedacht, was wirklich im Organismus ihres Staates selbst wieder Maß und Ziel hat, daß sie jede Nichtachtung dieser Kardinaltugend sofort als Staatsverbrechen auffassen und ohne weitere Gerichtsverhandlungen einfach durch Lynchjustiz ahnden. Wer wollte verbürgen, ob die Menschheit, wenn sie in ihrem sozialen Gebahren sich gleich dem Bienenvolk nur durch doktrinäre und radikale Zweckmäßigkeitssgründe leiten ließe und alle autoritative Pietät und religiöse Scheu verlieren würde, unter ähnlichen Verhältnissen humaner handeln würde?

Die Bestie in Tier- oder Menschengestalt bleibt sich gleich. Immerhin verdient der kleine Bienenstaat um seiner an Platos Idealstaat erinnernden Grundgesetze willen unsere volle Bewunderung. Im ganzen Tierreiche giebt es kein passenderes und kein edleres Prototyp menschlicher Staatsordnung als den Bienenstaat. Sie sind

„einig zur Arbeit, einig zur Wehr,  
Ein Haus, Ein Volk, Ein Heer!“





## Viertes Kapitel.

### Der Bienen Blumenfahrt.

„Ein Blumenglöckchen vom Boden hervor  
War früh gesprosset in lieblichem Flor.  
Da kam ein Bienschchen und naschte fein —  
Die müssen wohl beide für einander sein.“  
(Goethe.)

Auch das kalte Schneekleid ist schön, welches der Winter über die Erde breitet, prächtig sogar und der Bewunderung wert, wenn die Winter Sonne es mit tausend funkelnden Juwelen schmückt, wenn die Berge wie Feenpaläste einer verschwundenen Märchenwelt erglänzen und jeder Baum des Waldes, allen voran die immergrüne Fichte, als ein echter deutscher Weihnachtsbaum prangt.

Aber es giebt einen Schnee, der ist doch noch viel tausendmal schöner. Das weiße Kleid, mit welchem dieser Schnee Bäume und Blumen überzieht, ist das allerschönste Festgewand, das je ein beglückter Bräutigam der holden Braut zum Hochzeitstage geschenkt hat. Die Braut, die ich meine, ist die liebe gute Mutter Erde, wenn sie im Lenze unter den feurigen Küssen ihres Bräutigams, der himmelumwandelnden Sonne, wie Schneewittchen aus dem verschlossenen Grabe des Winters erwacht, und ihr köstliches Brautkleid ist der duftige Blüten Schnee, welchen der junge Frühling wie ein Zauberer austreut. O, wie freuen wir Menschenkinder uns mit der bräutlichen Erde, die unser aller nährenden Mutter ist, des wiedererscheinenden Lebens, in

dem wir neuen Lebensodem und neue Lebenshoffnung schöpfen dürfen! Seid begrüßt ihr ersten Boten des kommenden Frühlings! Du, Schneeglöckchen zart, das dem harten Wintermann zu Grabe läutet; du, Weilchen am sonnigen Rain, mit dem blauen Kuglein und dem balsamischen Dufte; du holde Anemone, die du als Morgenstern im grünen Moossteppich des Waldes strahlst; auch du, liebliche Primel, du Botin des Frühlings, mit dem goldnen Blütenköpfchen! Seid allzumal begrüßt, ihr duftigen, zarten Blumen in Wald und Feld und Garten!

Und siehe, von Tag zu Tag wird der Reigen der Blumen-schwestern größer und schöner. Wie glänzen die Saaten und Matten von frischem Grün! Schon schwellen die Knospen der Bäume und Sträucher. Noch ein paar sonnige Tage, und der Lenz ist da.

„Nun mit einemal  
Schallt es von den Höh'n  
Bis zum Thale weit:  
O, wie wunderschön  
Ist die Frühlingszeit.“

Welch ein neues Leben auf einmal jetzt auch in unserem lieben Bienenvolk? Noch vor wenigen Wochen herrschte hier tiefste Grabesstille, ein ewiger Schlaf schien Immenheims Bewohner gefesselt zu haben. Und heute? Wie summt es und brummt es in schwirrender Luft im goldnen Sonnenschein, wie leicht und munter tummelt sich alt und jung vor den Thoren der Stadt! Hoch und immer höher ziehen sie ihre Kreise, bis sie in blauer Ferne ganz verschwinden. Und weißt du auch, wohin sie so eilig ziehen, warum sie so lustig singen und tanzen und springen? Die Zeit der Blumenfahrt ist da, der Bienen und der Blumen goldne und selige Zeit. Die Blumen und Blüten nämlich wollen ihre Jugend und Schönheit nicht einsam vertrauern und dabei am Ende selber versauern, sie möchten vielmehr gesehen und bewundert sein wie die Schönen unseres Geschlechtes, die ihr holdes Angesicht auch gerne sehen lassen und denen man nicht erst mit Mirza Schaffy zuzurufen braucht:





„Schlag' die Tschadra zurück! Was verhüllst du dich?  
Verhüllt auch die Blume des Gartens sich?  
Und hat dich nicht Gott, wie der Blume Pracht,  
Der Erde zur Bierde, zur Schönheit gemacht?  
Schuf er all diesen Glanz, diese Herrlichkeit,  
Zu verblich'n in dumpfer Verborgtheit?“

Daher sehen die Blumenschönen so gerne frohe Gäste, liebe Genossen und schwärmende Verehrer um sich. Darum haben sie nicht nur im Morgentau sich so säuberlich gebadet und gewaschen und ihre schönsten Kleider angelegt, sondern sie haben auch als sorgsame Gastfreunde für die lieben Verwandten, die heute zum erstenmal angesagt sind, das Beste, was ihre Vorratskammern vermögen, aufgestellt: schön gezierte Blumenkelche von wundervoller Arbeit sind mit köstlichem Nektar gefüllt, und auf goldenen und silbernen Schüsseln duftet daneben als Ambrosia frischgebackenes, würziges Bienenbrot. Kommt, rufen jetzt die guten Blumen den Bienen zu, kehrt bei uns ein, ihr alten Freunde unseres Geschlechtes vom Paradiese her; es ist alles für euch bereit; die Tischlein sind alle gedeckt; greift zu, es wird euch nicht gereuen. Und die Gäste kommen. Wo die Schönheit mit der Herzensgüte im Bunde das gastliche Haus öffnet, da will niemand zu Hause bleiben. Ein Bienlein nach dem andern fliegt jetzt herbei, spitzt den kleinen süßen Mund und giebt, wie das unter so nahen Verwandten und alten Freunden wohl erlaubt ist, der lieben Blumenschwester einen frischen Willkommkuß in ihr hold errötendes Antlitz. Dann aber trinken und kosten sie nach Herzenslust an der reich besetzten Blumentafel. Sie werden alle satt, keines geht leer nach Haus, sondern bekommt überdies noch alle Taschen mit Süßigkeiten für die Lieben zu Haus, besonders für die Kleinen, die noch nicht mitkonnten, vollgesteckt. Denn „Geben ist Sache des Reichen“. Daheim aber sagt jedes zurückgekehrte Bienlein es sofort in der uns Menschen unverständlichen Bienenprache dem Schwesterlein, wieviel Schönes es heute gesehen und wie gut es bewirtet worden sei. Und die Schwestern machen sich



sofort auch reisefertig zur süßen Blumenfahrt. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.“ Wie ein brausendes Meer rauscht das Bienenvolk durch die Lüfte hin; wie in gewissen Jahreszeiten die Sterne am nächtlichen Himmel dahinschießen, so mit fast überirdischer Gewalt und Urkraft werden die kleinen Blumenfahrer durch die Lüfte hingetragen, und alle finden ihre süße Beute. Die Tischlein der gastfreundlichen Blumen werden alle voll. „Sum, sum, sum“, tönt's zum Dank von den Lippen der gesättigten Gäste. Und gar über dem blühenden Kirschbaume welch ein frohes Gelage waderer Becher! Hörst du, wie es da oben heute singt und klingt, wie sie jubilieren und musizieren? Brummt nicht Schwester Hummel den Paß dazu? Und dort, auf dem Ackerfeld des fleißigen Landmannes, welch unermeßliches goldnes Blütenmeer, vom Hauche der Frühlingsluft sanft auf und ab bewegt und auf Flügeln des Windes weithin balsamische Düfte entsendend! Ist das nicht ein blühendes Rapsfeld? Eben schwingt sich das erste Bienlein zur Kostprobe auf eine prächtige, vom eigenen Gewichte sich beugende, fastige Rapsblüte hinab. Flugs streckt es die pinselförmige Zunge aus und leckt auf dem Grunde des goldenen Kelches den Nektartropfen auf. Die zarte, jungfräuliche Blume erzittert unter dem Ungeßüm des so plötzlich in ihr Brautgemach eingetretenen Freundes. Als wollte sie sich gegen die Umarmung mit Händen und Füßen wehren, so prallen die kleinen Staubgefäße an dem Körper der Biene an und entleeren sich. Wo die Pollenbeutelchen noch geschlossen sind, beißt sie die Kleine, ohne lange um Erlaubnis zu fragen, kurzerhand auf. Ha, wie ihr das schmeckt! Jetzt bürsten die kleinen Füße emsig über den mit Blütenmehl bepuderten Leib und sammeln alles, was auf dem Haarkleidchen hängen geblieben ist, fein säuberlich zusammen, auf daß ja nichts von dem kostbaren Stoffe umkomme; das Gesammelte selbst bringen sie dann als schön gerolltes Päckchen in einer passenden Vertiefung ihrer Hinterbeine zum weiteren Transport unter, und wenn sie jetzt zum Thore ihrer Stadt





einziehen, dann sieht es aus, als wären sie mit weitbausichtigen goldenen Höschen bekleidet worden.

Glaube aber nicht, daß die Bienen auf ihrer poetischen Blumenfahrt bloß Schätze sammeln und selber keinen höheren Genuß dabei hätten. So prosaisch sind weder die Blumen noch die Bienen. Vielmehr dürfen wir annehmen, daß jede einzelne Blüte, die um des Nektars willen besucht wird, ihren Gästen zugleich eine ganz eigenartige, an Farbe, Geruch und Baustil ganz unnachahmliche Wunderwelt erschließt.

Das will der oberflächliche kalte Menschenverstand freilich nicht recht gelten lassen. Und doch ist es so. Wir Menschen dürfen die kleine Welt der Blumen und Bienen eben nicht bloß, sozusagen, von dem Gipfel unserer Menschengröße anschauen; wir müssen selber klein werden, müssen uns zu dieser kleinen Welt recht bescheiden und liebevoll herablassen, sie in der kleinsten Entfernung, Auge in Auge, zu schauen suchen, um sie recht zu erkennen. Und selbst dann sehen unsere Menschaugen noch lange nicht das, was diese kleinen, aber doppelten Bienen-Augenpaare zu sehen vermögen.\*) Diese Augen sind an Leistungskraft unseren feinsten Instrumenten überlegen; denn diese zeigen uns auch bei der genauesten Sorgfalt und größten Anstrengung eben doch nur die Gegenstände, die wir in ihren sog. Brennpunkt verbringen, nämlich in den verschwindend kleinen Abstand einiger Millimeter, wenn es gut geht, während die wunderbar organisierten Doppelaugen der Bienen zufolge eines hier nicht näher zu beschreibenden Mechanismus auch die Objekte mit in ihr Sehfeld hereinziehen, die himmelweit von ihnen entfernt sind und ebensoweit auseinander liegen. Die Bienen sehen in die Nähe und Ferne zugleich; ihre Augen sind beides, Mikroskope und Teleskope. Sie überblicken mit ihren, kreisförmig

---

\*) Zu beiden Seiten des Kopfes befinden sich die sog. Nebenaugen und wulstförmig unter der Stirne drei Stirn- oder Hauptaugen. Jedes Nebenaugen enthält ungefähr 3000 kleine Augen, die wie Zellen einer Wabe nebeneinander stehen.

um den Kopf herumgelagerten, Augen zu gleicher Zeit das ganze Himmelsgewölbe, während auch die künstlich geschärften Augen unserer Astronomen höchstens die Hälfte desselben zu umspannen vermögen. Unsere Bienen und viele, betreffs ihrer Augen ähnlich organisierte, Insekten verwirklichen in der That das schöne Epigramm Platos:

„Du blickst zu den Sternen, Lieb',  
Wäre ich der Himmel selbst,  
Mit tausend Augen blickte ich  
Auf dich, mein' Lieb', herab.“

Auf ihren Blumenfahrten sind also die Bienen buchstäblich ganz „Auge“, wie wir Menschen beim vollen Genuß eines klassischen Musikstückes für die unsere Gehörnerven treffenden, harmonischen Schallwellen ganz „Ohr“ sein können. Sobald eine Biene einer Pflanze sich im Fluge nähert, sieht sie nicht nur die ganze Pflanze als ein Gesamtbild, sondern nimmt auch die einzelnen sichtbaren Teile nach ihrer Anordnung und ihrem Zusammenhang gleichzeitig in ihr Gesichtsfeld auf, welch' letzteres wir Menschen nur einzeln, getrennt und nacheinander unter Zuhilfenahme des Mikroskopes vermögen. Wie unendlich großartig muß darum den Bienen die kleinste Blume, bei der sie ankehren, erscheinen! Jedes Blütenteilchen muß ihnen ein Schauspiel geben, wovon wir keine Vorstellung haben. Die gelben Staubbeutel auf den zarten Staubfäden stellen sich ihrem Sinn als doppelte Balken aus purem Golde dar, die selbst wieder auf hohen schlanken Säulen vom weißesten Elfenbein im Gleichgewicht schweben; die bunten Blumenblätter wie unermessliche Schatzkammern eines Königspalastes voll von Diamanten, Rubinen, Smaragden und Topasen; die süßen Nektarien (Honiggefäße) wie unerschöpfliche Riesenströme von Zuckerfast, und die übrigen Teile der Blüte wie ungeheure Urnen, Zelte und Dome, deren Baustil noch keine menschliche Kunstgeschichte beschrieben hat. Du glaubst es nicht, lieber Leser? Untersuche eine honigduftende Thymianblüte unter dem Mikroskope, und dein Auge





erblickt die herrlichsten antiken Amphoren mit langem Halse, wie der Geschmack der Alten sie liebte, aus einem amethyst-ähnlichen Stoffe geformt, und gefüllt bis zum Rande mit dem edelsten Naß, gleich dem flüssigen Golde.

Aber auch im Haushalte der Natur selbst hat die Blumenfahrt der Bienen eine äußerst wichtige Bedeutung durch die dabei unwillkürlich stattfindende Übertragung des Blütenstaubes, dieses Hauptfaktors einer erfolgreichen Befruchtung der Pflanzenwelt. Was hier die Bienen und deren zahlreiche Verwandte, die Apiden\*), leisten, hat erst die neuere Botanik entdeckt. Sämtliche getrennt-geschlechtigen Pflanzen bedürfen eines äußeren Agens, damit die Pollenkörner von der männlichen auf die weibliche Blüte übergeführt werden. Dieses Agens sind die blütenbesuchenden Insekten, vor allen die Bienen.\*\*)

---

\*) Daß alle Nicht-Bienen unter den Hymenopteren für die Blütenbefruchtung nur von untergeordneter Bedeutung sind, hat durch genaueste Beobachtungen F. Müller („Die Befruchtung der Blumen durch Insekten und die gegenseitigen Anpassungen beider“, Verhandlungen des naturhistorischen Vereins für preuß. Rheinl. und Westf. 1873; sowie „Die Alpenblumen, deren Befruchtung durch Insekten“, 1881) festgestellt. Nach demselben ziehen merkwürdigerweise die Bienen die dunkelfarbigen Blüten (rot, violett, blau) den hellfarbigen (weiß, gelb, grünlich) beim Besuche vor. Warum aber lieben die Bienen unter den gleichsüßen Blumen Schönheiten die Brünetten mehr als die Blondinen? Diese Frage steht noch offen; auch bei uns Menschenkindern bildet dieselbe ein noch zu lösendes psychologisches Problem.

\*\*\*) Wenn die Ameisen in alle oder auch nur die meisten nektarischen Blüten Zutritt hätten, so würden sie den Bienen den Besuch sicher verleiden. Man braucht nur eine Ameise sanft mit einer Nadel oder Borste zu berühren und man kann sicher sein, daß dieselbe sofort herumfährt und den ihr feindlich erscheinenden Gegenstand mit ihren Kiefern packt. Wären Bienen beim Besuche der Blüten ähnlichen Zwischenfällen öfter ausgesetzt, so daß die zarte Spitze ihrer Zunge von den Hornkiefern einer Ameise gepackt würde, so würde die betreffende Blüte von den Bienen bald nicht mehr besogen, also auch nicht befruchtet werden. Nun haben merkwürdigerweise viele Blüten gewisse Vorrichtungen, welche verhindern, daß nutzlose, d. h. bestäubungsuntüchtige, Insekten zu ihren



immerhin nur zufällig eintretende starke Lufthauch des Windes hier vollzieht, kommt nicht in Betracht gegenüber der naturnotwendigen und systematischen Befruchtung der Blumenbesucher. Wie manche Blüte müßte zwecklos verblühen ohne die Blumenfahrt der Bienen. Darwin, der bekanntlich gerade auf diesem Gebiete seine epochemachenden Beobachtungen anstellte, überzog zur Probe den Teil eines Kleefeldes mit Gaze und machte ihn so den Honig und Blütenstaub sammelnden Insekten unzugänglich. Die Folge war, daß keine einzige dieser Blüten ein Körnlein Samen hervorbrachte. Als die Engländer Obstbäume nach den Chatam-Inseln verpflanzten, blühten dieselben zwar bald sehr reichlich, trugen aber erst Früchte, nachdem auch Bienen und Hummeln dort eingebürgert waren. Und wie erhält der Kunstgärtner die hübschen Blumen-Spielarten? Hier blühen z. B. Balsaminen von verschiedener Farbe und Größe. Die Bienen besaßen sie und befruchten mit dem Blütenstaub der einen die andere ohne das Zutun des Menschen. Wenn unsere Landwirte wüßten, wie viele Mäsklein Samen und wie viele Säcke Obst sie den unscheinbaren Bienen verdanken, sie würden denken:

Nektarien gelangen. Die gemeine Kardendistel (*Dipsacus sylvestris*) ist vor dem Ameisenbesuch durch eine wässrige Flüssigkeit geschützt, welche unberufene Gäste nicht überschreiten können. Das Alpenveilchen und das Schneeglöckchen haben in der herabhängenden Lage ihrer Blüten und durch den glatten zurückgebogenen Rand der Blütenblätter einen natürlichen Schutz. Das Löwenmaul (*Antirrhinum*) ist in seiner Blüte so dicht geschlossen und mit dichten Härchen besetzt, daß keine Ameise den Engpaß durchschreiten kann. Durch ähnliche Engpässe verteidigen sich die weiße Taubnessel und mehrere Arten von *Narcissus*, *Primula* und *Pedicularis*, der Klee, *Lotus* und viele Leguminosen. Eine andere Art der Abwehr von den Blüten besteht in einer zähflüssigen Absonderung, mit welcher die Stengel und Blätter der Pflanzen getränkt sind, daher der ständige Beiname vieler Species „viscosa“ oder „glutinosa“. An dem Blütenstande einer einzigen *Lychnis viscosa* zählte Kerner 64 angeklebte kleinere Insekten, darunter die meisten Ameisen waren; vgl. A. Kerner „Die Schutzmittel der Blüten gegen unberufene Gäste“ und Th. Belf „The naturalist in Nicaragua“, S. 131 ff.





Gut ab vor jeder Biene! Die Ritter der romantischen Blumenfahrten sind zugleich fleißige Pioniere der Kultur. Wie schön verbindet sich in ihrem Treiben das Angenehme mit dem Nützlichen, das ästhetisch Schöne zugleich mit dem praktisch Wertvollen! Wahrlich,

„Willst du die größten Wunder sehen,  
Bleib' vor dem Bienenvolk erst stehen  
Und gehe dann durch Feld und Flur  
Und preis' den Schöpfer der Natur!“

---

## Fünftes Kapitel.

### Viel Feind' — viel Ehr'.

„Feindlich ist die Welt  
Und falsch gesinnt! Es liebt ein jeder nur  
Sich selbst.“

(Schiller, Die Braut von Messina.)

Von den Freunden unserer Bienen, den sanften Blumen, kommen wir zu ihren Feinden.

Wer in der Welt hat keinen Feind? Auch unser Liebling, die harmlose Biene, welche wir soeben an dem großen Freitisch der duftenden Blütenwelt ihr süßes Teil Nektar und Ambrosia sammeln sahen, die aber dabei keinem zur Last fällt oder Konkurrenz macht, weder dem im bunten Flitterkleide sich gefallen- den Kokettengeschlechte der nur an den Augenblick denkenden Falter, noch dem vornehmen Bummelvolf der goldglänzenden Käfer, und niemandem wehe thut, am allerwenigsten ihrer keuschen Gastfreundin, der Blume, der sie ja als willkommenes Gegen- geschenk die dankenswerte Gabe der Befruchtung zurückläßt — auch die Biene hat ihre Feinde und deren nicht wenige.

Teils sind es geborene und geschworene Widersacher, welche dem Bienenvolf Urfehde geschworen haben und voll Tücke und Mordgier auf die Bienen Jagd machen, teils nur gelegentliche Gegner, welche sich mehr aus Not als aus Lust an einer Biene vergreifen. Mehr oder weniger sind in allen drei Reichen solche Schädlinge zu finden. Ihre Zahl ist weit größer, als der sorg- same Bienenvater auf Grund seines Lehrbuches, in dem zum Schluß ein recht kurzes und meist auch recht dürftiges und mattes Kapitel über die Bienenfeinde steht, sich einbildet. Ihre





Zahl ist Legion. Und der größte, unbarmherzigste und, Gott sei's geklagt, undankbarste Bienefeind ist noch immer der Mensch „in seinem Wahn“, wenn er, der von Gott berufene König und Herr der sichtbaren Schöpfung, anstatt die Gesetze der Natur zu befolgen, nach eigenem Gutdünken schaltet und waltet, ohne Einsicht und Plan hantiert und probiert und ruiniert, oder mit der höllischen Mordwaffe des qualmenden Schwefeladens in der Hand im Herbst seine fleißigen Arbeitern den Nest giebt.

Andererseits darf der Bienefreund die Zahl und Macht der Bienefeinde auch nicht überschätzen. Manch gutmütiges Geschöpf, dem vielleicht noch nie oder doch nur selten ein Bienelein zur Beute fiel, dessen Schnäblein und Mäglein für den, in Anbetracht des darin geborgenen Honigs, zwar süßen, aber immerhin hartgepanzerten und borstigen Bienekörper zu zart und fein organisiert ist, wird mit Unrecht unter die Bienefeinde gezählt und von übereifrigen Bienevätern mit Kirchenbann und Reichsacht belegt. Hier gilt: „Man muß leben und leben lassen“ und „Wer nicht wider uns ist, ist für uns“.

Indessen trotz alledem hat unsere Biene Feinde mehr als genug, Feinde ringsum, Feinde im eigenen Geschlecht der Hautflügler, Feinde unter den vierfüßigen, den kriechenden, den gesiederten Tieren, Feinde daheim im eigenen Hause, wo die lichtscheue Motte die wächsernen Wände und Pfosten durchgräbt, Feinde draußen im sturmgepeitschten Luftmeere, nach dem es das Bienelein als ein Kind des Lichtes immer aufs neue hinauszieht. Von der eklen Kröte, die unter dem Bienestock regungslos mit stierem Auge lauert, bis ein pollenbeladenes, reisemüdes Bienelein vor dem Flugbrett herunterfällt, um es sofort mit der langen klebrigen Zunge aufzuspießen und zu verschlingen, bis zu dem gravitatisch einherschreitenden Dorfpaßsch, dem im Volksglauben als Ostara-Vogel geheiligten Papa Storch, mit Familie, der auf seinen Wiesenpromenaden nicht nur dem aristophanischen Chor der Frösche mit ihrem Rakada-lag-quax-quax sehr bedenk-



liche Rumpfpausen bereitet, sondern auch zur Abwechslung die in den Wiesenblumen emsig sammelnden Bienen mit dem roten Klapperschnabel seinerseits selbst sammelt; von der bissigen, räuberischen Hornisse, welche über die am Flugloche harmlos ein- und ausfliegenden Bienen, dem Habicht und Geier gleich, unversehens herstürzt und das zappelnde Opfer als willkommenen Imbiß der nimmerfattten Brut in ihrem verborgenen Raubritternefte zuschleppt, bis zur gemüthlichen Hauschwabe, der „fleckigen Profne“ der alten Sage, welche aber bei anhaltendem Regenwetter, wo ihr die sonstigen Insekten rar werden, den Bienenständen sehr ungemüthlich werden kann. Dazu die Scharen der zudringlichen Kotschwänzchen, der gewandten Fliegen Schnapper, der festen Meisenarten, welche Bienleins Winterschlaf stören, indem sie mit dem derben Schnabel an seine Hausthür klopfen, der bunte Waldzimmermann und Kletterer Specht, der Beowulf (d. h. Bienenwolf) unserer Vorfahren, endlich der Allerweltschädling, der freche Spatz, mit seinem zahllosen Geschlecht. Und vollends das Zigeunervolk der langgeschwänzten Matten und Mäuse, gegen deren Zudringlichkeit und Dieberei Thüren und Thore, Pförtlein und Fensterlein der Bienenwohnungen und Bienenhäuser nicht sorgsam genug verwahrt werden können. Würden wir unser Bienenhaus anstatt am grünen Rhein oder an der blauen Donau in Polens oder Rußlands wilden Forsten aufgeschlagen haben, dann könnten wir in mancher kalten Winter- nacht auch Meister Braun, den Bären, zum Besuche bekommen und dessen breite Tazze im Schnee vor dem Stande bewundern. Bis auf den heutigen Tag soll der Bär für den Honig ein Leckermaul haben, wie er denn schon in der alten Tierfabel dem arglistigen Better Reineke Fuchs gegenüber das offene Ge- ständnis ablegt:

„Ei was hab' ich gehört, versetzte der Braune, Herr Dheim!  
Ei verschmäht ihr so den Honig, den mancher begehret?  
Honig, muß ich euch sagen, geht über alle Gerichte,  
Wenigstens mir; o schafft mir davon, es soll euch nicht reuen!“





Wahrlich nicht wenige Feinde, welche Leben und Existenz der armen Bienen bedrohen. Nun wundern wir uns nicht mehr, warum die fruchtbare Bienenkönigin so unermüdetlich auf die Vermehrung ihres Volkes bedacht ist; wir begreifen auch, warum der einen königlichen Braut eine so zahlreiche Schar willfähriger Freier in den Drohnen auf ihre Hochzeitsreise mitgegeben wird. Unter so vielen Gefahren von übermächtigen Feinden wäre ein einziger Bräutigam in der That zu wenig, wenn die Hochzeitsgesellschaft in das Meer des azurnen Lichtes und der goldenen Liebe hinausfährt. Weniger bekannt dürfte sein, daß auch in der sonst so harmlosen Pflanzenwelt einige Bienenfeinde auf unsere Lieblinge lauern. Wenigstens steht unseres Wissens in den bis jetzt erschienenen Bienenlehrbüchern nichts davon, und doch verdienen auch diese Feinde mit Namen genannt zu werden, so gut wie die anderen, von denen wir oben sprachen.

Jeder Pflanzenkundige weiß, daß eine ganze Reihe von Pflanzen höchst merkwürdige Anpassungen, Accommodationen nennt sie der Botaniker, aufzuweisen hat, welche in der neuerdings mit Recht hervorgehobenen Symbiose\*), d. h. der Lebensgemeinschaft mit den Tieren, erworben worden sind und die in unserem speziellen Falle nichts Geringeres als den listigen Fang lebender Tiere zum Endzweck haben. Es giebt tierfangende und fleischfressende Pflanzen, eine Art Mittelglied und Übergangsstufe zwischen dem Tier- und Pflanzenreiche. Die berührten Anpassungen sind aber doppelter Art: einmal sind es Vorrichtungen, durch welche Tiere vorübergehend festgehalten werden sollen, um für den Genuß, den ihnen die Pflanze durch ihren Nektar bietet, einen Gegendienst zu leisten, oder es sind Schutzmittel gegen unberufene Gäste; das anderemal sind es wirkliche Fallen,

---

\*) Vgl.: Die Symbiose, Vortrag in der ersten öffentlichen Sitzung der 56. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Freiburg i. B. am 18. Sept. 1883 von Prof. Oscar Hertwig. Sena 1883.

aus denen die armen Gefangenen nie wieder entinnen sollen, also Fallen wirklich fleischfressender Pflanzen. Zu ihnen gehören die höchst entwickelten Blüteneinrichtungen, durch welche bestimmte Insektenkreise angelockt und zum unfreiwilligen, aber erfolgreichen Transport des Blütenstaubes von Pflanze zu Pflanze herangezogen werden. Zum Glück der Bienen sind dieser Blumen, die nach Art der homerischen Kallypso\*) den liebeumworbene Fremdling, dem das Heimweh das Herz verzehrt, nicht mehr ziehen lassen wollen, nur wenige, und die gefährlichsten wachsen nur in fernen, ausländischen Zonen. Am bekanntesten sind die sogenannten Kesselfallenblumen und die Klemmfallenblumen. Zu ersteren gehören beispielsweise die Blumen der Osterluzei (*Aristolochia Sippho*), des Frauenschuhes (*Cypripedium calceolus*) und des Kronstabes (*Arum maculatum*), der Verwandten unserer beliebten Zimmer-Calla (*Calla aethiopica*). Hier werden die bestäubungstüchtigen Insekten, welche den Blütenstaub vermitteln sollen, durch süßlichen Nektar und schmutzigröthliche oder gelbliche Farben und Strichelungen in einen tiefen Blütentessel gelockt, in dem sie durch eine Art Haarreusen oder durch eine glatte Wand des Kessels zurückgehalten werden, bis eine unter ihnen die Narbe mit dem mitgebrachten Blütenstaub bedeckt und somit die Befruchtung vollzieht. Ist dies geschehen, so werden die den Ausgang verschließenden Haare wek, oder die bis jetzt glatte Kesselwand wird runzelig, und jetzt erst dürfen die Gefangenen ihre unfreiwillige Haft verlassen; sie fliegen nach einer zweiten Blüte, um hier wiederum Nektar zu saugen, wo sie die süße Beute wiederum mit zeitweisem Gefängnis entgelten müssen. Offenbar muß der Genuß des Nektars gerade bei diesen Blumen ein sehr verlockender sein, was auch unsere

---

\*) „Denn ihm ward nicht bestimmt, hier fern von den Seinen  
zu sterben,

Sondern sein Schicksal ist, die Freunde wiederzuschauen  
Und sein prächtiges Haus und seiner Väter Gesilde.“

(Homer, Odyss. V, 113 f.)





weniger entwickelten Geruchsnerven an der bedeutenden Intensität des Duftes dieser Blumen wahrnehmen, sonst würden die kleinen Blumengäste bei diesen üblen Erfahrungen ihre Besuche nicht so unverdrossen fortsetzen. Man trifft in den Kesseln der genannten Blumen oft 10—20 gefangene Insekten, darunter auch unsere Biene, welche jedoch vermöge ihrer kräftigen Körperkonstitution meist aus eigener Kraft die Fesseln sprengt und die Freiheit gewinnt, während die Fliegenleichname beweisen, daß für die schwächer gebauten Insekten die zeitweilige Gefangenschaft auch den Tod herbeiführte. Zu den Klemmfallblumen gehört die ganze Familie der Apocynen, bei denen, wie sich der geneigte Leser, wenn er etwas Botaniker ist, leicht selbst überzeugen kann, alle Grade der Ausbildung der eigentlichen Klemmfall, von dem einfachen Sinngrün (*Vinea minor*) bis zur Oleanderblüte, vertreten sind. Die Staubgefäße bilden hier einen Hohlkegel, welcher das Pistill einschließt und zwar so, daß ein oberer freier Hohlraum über dem rundlichen Kopfe desselben entsteht, die sogenannte Pollenkammer, in welcher der Blütenstaub entleert wird, und ein unterer, die sogenannte Narbenkammer, wo der Narbenkopf die der Bestäubung zugängliche Narbenfläche auf der unteren Seite trägt. Die Rückseite dieser meist auf Fäden stehenden Staubgefäße bilden holzige Platten, welche mit ihren Rändern fast aneinander stoßen und den nektarschlürsenden Insektenrüssel bei dem Nektargenuß einklemmen, daher der botanische Namen Klemmfallen. Bei dem Versuche der Insekten, sich aus der Klemme zu befreien, führen dieselben mit einem kräftigen Ruck den Rüssel von der Narbenkammer in die Pollenkammer, dort den von einer anderen Blüte mitgebrachten Pollen absetzend, hier neuen Blütenstaub mitnehmend. Bei dem Oleander sind die genannten Holzplatten oben mit je einem langen federartigen Fortsatze versehen. Diese Fortsätze sind oben zusammengedreht und bilden einen gestielten regelmäßigen Wollpflöpsen, der die Mitte des Blüteneinganges verschließt und dem Rüssel der bestäubenden Insekten die rechte Führung zum



Nektar, und dann zur Narben- und Pollenkammer giebt. Kräftige vorsichtige Insekten lassen sich durch die Anstrengung, welche zur Befreiung aus der Klemme gemacht werden muß, nicht abschrecken. Dagegen zappeln sich ungeübte, schwächere Insekten darin leicht zu Tode.

Besonders in die Augen fallend ist dieser Vorgang bei der großen Fliegenfalle (*Apocynum androsaemi folium*), wo die Blüten von Insektenleichen oft ganz gefüllt erscheinen. Ich traf hier bei meinen Beobachtungen am häufigsten die Fliegenarten *Spilogaster carbonella*, *Scatophaga merdaria*, *Anthomyia pluvialis*, *Syritta pipiens*, zuweilen auch kleinere Hymenopteren und Schmetterlinge gefangen und verendet, daneben zahlreiche Weine, Rüssel und Flügelreste, welche zurückgelassen waren. Dagegen trugen die größeren Fliegen wie *Eristalis tenax*, *E. arbustorum*, *E. nigritarsis*, *Platycheirus peltatus* u. a., sowie Wespen und Bienen die Pollenmassen meist ungehindert von Blüte zu Blüte. Schumann hat bei *Syonsia*, A. Gomes bei *Whrighthia coccinea* in Ostindien ähnliche Klemmfalleinrichtungen mit vielen toten Fliegen, Schmetterlingen und Bienen gefunden.

Merkwürdiger noch als diese Einrichtung der Apocyneen ist diejenige der *Asklepiadeen*, die bei den einheimischen Repräsentanten, der Schwalbenwurz (*Cynanchium vincetoxicum*) leicht mittelst der Lupe zu studieren sind. Die Pollenmassen zweier benachbarter Antherenfächer, die sogenannten Pollinien, sind hier durch Stiele mit einem kleinen schwarzen, hornigen Klemmkörper verbunden, in welchem die nektarholenden Insekten mit ihrem Rüssel, bei den Arten der Gattung *Asclepias* mit ihren Beinen, Härchen der Taster oder Krallen, bei *Acerates* mit der Haarmasse der Brustunterseite festgehalten werden. Die armen Insekten geraten hier buchstäblich ins Pech. Die Klemmkörper mit den beiden Pollinien werden beim Davonfliegen herausgerissen und der aufmerksame Beobachter begegnet nicht selten Insekten, welche wie *Bombus scutellaris* bei *Acerates longifolia* ganze Bündelchen klebriger Klemmkörper mit sich fortschleppen





müssen, deren Pollen dann in anderen Blüten an die Narbenkammern verbracht wird. Bei *Gynaechium* findet man außer einer Unmasse toter Fliegen nicht selten auch kleinere Wespen und Bienen.

Wenn die bisher erwähnten Befruchtungsvorrichtungen für die stärkeren Insekten, speziell für die Bienen, mehr oder weniger nur Verzierfallen waren, die denselben zwar die kostbare Zeit rauben und viel Verdruß bereiten, aber im großen und ganzen doch einen Ausweg zur Freiheit offen lassen, so lernen wir in den amerikanischen *Asclepias*arten wirkliche Bienenfeinde, ja geradezu Bienenmörder kennen. Chr. Robertson hat diese amerikanischen *Asclepias*arten neuerdings genauer untersucht, deren kleinere Repräsentanten durch Fliegen, deren größere durch Hummeln, Falter und Bienen bestäubt werden. Er fand, daß die kleinere, einem gemischten Bestäuberkreis angepaßte *Asclepias verticillata* keine Insekten töte, auch bei *Asclepias incarnata* waren nur wenige Insekten, meist *Pelopaeus ceme-terius* und *Colletes*, totgeklemmt, dagegen war bei den größeren Arten, welche einem beschränkteren Bestäuberkreis angepaßt und den anderen Insekten unzugänglich gemacht sind, besonders bei *Asclepias Cornuti* und *Asclepias Sullivantii* die Zahl der getöteten Insekten eine ganz bedeutende. Bei *Asclepias Cornuti* fand Robertson außer vier Spezies von Fliegen und vier Spezies von Motten zahlreiche Honigbienen, die der einheimischen nordamerikanischen Fauna bekanntlich nicht angehören, tot in den Blüten vor. Bei *Asclepias Sullivantii* konnte Robertson allein auf dem kleinen Areal seines Hausgärtchens in wenigen Tagen 617 tote Honigbienen, sage 617 Bienenleichen von den Blüten ablesen; in einzelnen Dolben klebten deren über ein halbes Duzend. Im Staate Illinois sollen die Bienen so häufig durch diese Blüte gefangen werden, daß infolge des üblen Geruches der massenhaften Bienenleichen der Bestäuberkreis der *Asclepias Sullivantii* eine sehr wesentliche Veränderung erfahren habe. Robertson macht dabei darauf aufmerksam, wie

ein Geschöpf sich die Kalamität des anderen alsbald zu nütze mache, indem zahlreiche Spinnen, Ameisen und *Podisus spinosus* sich während der Blütezeit der *Asclepias* unter deren Blättern und Blüten versteckt halten, um über die noch zapfelnden Bienen ihrerseits herzufallen. Auch die *Kniphofia* ist eine Bienenfalle und es dürfte außer den *Apocynen* und *Asklepiadeen* gewiß noch andere Pflanzenarten geben, bei denen durch gleiche oder ähnliche Vorrichtungen Bienen, überhaupt Insekten, zum Pollentransport gezwungen oder als ungebetene Gäste ferngehalten und unschädlich gemacht werden. Die in unseren Tagen immer weiter vordringende Durchforschung fremder Kontinente, mit welcher die wissenschaftliche Bereicherung der Tier- und Pflanzenkunde Hand in Hand geht, wird dem bis jetzt Bekannten früher oder später sicher neue Entdeckungen hinzufügen.

Uns genügt, an dieser Stelle zum erstenmal die Aufmerksamkeit der Bienenfreunde darauf gerichtet zu haben, wie im heißen Kampf um das Dasein, diesem Kampfe aller gegen alle, auch die Bienen ihr Teil mitkämpfen und mitleiden müssen gegenüber zahlreichen Feinden — sogar im Pflanzenreich.

„Es ist im Leben häßlich eingerichtet,  
Daß neben Rosen gleich die Dornen stehn!“

Unseren Bienen dürfte für ihre Blumenfahrten der Rat mit auf den Weg gegeben werden:

„Trau, schau wem!“





## Sechstes Kapitel.

### Das „Schwärmen“ ist des Imkers Lust.

„Was summt dort im Garten im Sonnenschein,  
Was häuft sich am Aste der Linde?  
Ein Schwarm ist's von tausend Bienelein,  
Eil', Imker, und faß ihn geschwinde!“

Berlepsiſch, nächst Vater Dzierzon einer der verdientesten Großmeister unserer Kunst, hat die Bienenzucht ebenso schön als wahr die Poesie der Landwirtschaft genannt. Jeder Imker, der nicht nur mit Kopf und Hand, sondern auch mit Herz und Gemüt Bienenzucht treibt, wird gerne in dieses Lob einstimmen. Ist aber die Bienenzucht als Ganzes schon in allen seinen Teilen Poesie, dann ist der Schwarmakt, kurzweg das „Schwärmen“ der Bienen, der Höhepunkt dieser Poesie selbst wieder. Der Schwarmakt ist die phänomenale Kraftentfaltung des Bienen-volkes zum Zweck der notwendig gewordenen Gründung einer Kolonie. Volksarme, kraftlose Bienenvölker denken ebensowenig an das Schwärmen, als menschenarme Völker und Staaten an die Versorgung der nicht vorhandenen überschüssigen Volkskräfte durch Auswanderungsgelegenheit und Kolonialpolitik zu denken brauchen. Nur denjenigen Völkern, welche „die stärksten Lenden haben“, wie ein deutscher Geschichtschreiber\*) unserer Tage sich einmal ausdrückt, gehört das Erdreich und die Zukunft. Übrigens ist der Schwarmakt der Bienen nur das letzte in die Sichtbarkeit tretende Moment einer langen Reihe vorausgehender Entwicklungsstufen der Volkskraft selber. Die Fruchtbarkeit der

\*) Heinrich von Treitschke in seinen historisch-politischen Aufsätzen.



Königin und die damit zusammenhängende fortgesetzte Brutvermehrung, das Anlegen sogenannter Weiselzellen, in denen königliche Thronfolger erzogen werden, sowie das Vorhandensein begattungstüchtiger Drohnen sind die Hauptfaktoren, welche das Schwärmen herbeiführen. Fehlen dieselben ganz oder auch nur zum Teil, dann kommt es eben nicht dazu, oder doch erst viel später, dann aber auch zu spät. Sind aber diese Vorbedingungen erfüllt und kommt die Natur durch vermehrte Licht- und Wärmequellen, durch eine Nektar und Pollen reichlich spendende Vegetation dem Naturtrieb des Bienenvolkes entgegen, dann wird das Schwärmen zur Notwendigkeit. Die übersprudelnde Volkskraft verlangt eine Teilung und Vermehrung. Jetzt kann die Kolonie als lebensfähiges Volkstum gegründet werden. Doch sind unsere Bienen viel zu kluge und vorsichtige Tiere, als daß sie diesen Haupt-Staatsakt nur so ins Blaue hinein unternehmen würden. Darum werden schon lange vor dem großen Entscheidungstage wiederholt Kundschafter ausgesandt, so wie einst das Volk Israel in der Wüste nach dem verheißenen Lande Kanaan seine Kundschafter vorausgeschickt hat. Erst wenn diese mit guter Botschaft zurückkommen und melden, daß sie in der Fremde einen passenden Platz zur Anlage einer neuen Bienenstadt gefunden haben und nachdem die Volksversammlung unter dem Vorſiße der Herrscherin und dem Beirat ihrer Ältesten den einstimmigen Beschluß gefaßt hat — erst dann machen sich die Auswanderer, mit der angestammten Königin in der Mitte, marschbereit. So leicht mag es denselben nicht werden, die alte liebgewordene Heimatstadt, welche die Vorfahren gegründet haben und in der ihre Wiege stand, wo sie so viele frohe Stunden verlebten, auf Nimmerwiedersehen zu verlassen. Denn „jedem ist die Heimat teuer, jeder liebt sein Vaterland“. Aber die Not gebietet, das von den Vätern überkommene Staatsgesetz schreibt es so vor, die Königin geht den Unterthanen selbstverleugnend mit hehrem Beispiel voran — macht sie doch der jüngeren Thronerbin gerne Platz —, da darf niemand sich





bedenken und zurückbleiben wollen. Es ist die letzte Nacht, die man in der Heimat zubringt. Das Volk denkt nicht an Ruhe oder Schlaf. Mächtig braust es wie ein siedendes Meer durch die stille Nacht hin; ein Teil der überfüllten Stadt hat ein Notlager vor dem Thore im Freien aufschlagen müssen. Da — an einem schönen, warmen Sommermorgen,

„wo lau die Lüfte wehn,  
die Wälder lustig grünen,  
die Gärten blühend stehn“,

da will keine meiner Bienen mehr abfliegen, als würde etwas Besonderes heute vorbereitet. Nur da und dort tauchen einzelne hervor, umkreisen die Parteigenossen, bringen ihre Bulletins aus dem Innern und deuten durch Schüttelwehen die nahende Entbindung an. Noch einen Moment und mein Ohr vernimmt den lieblichen Schwarmton, eine Musik, dem Inkerohre köstlicher denn alle kunstreichen Konzerte der Welt. Jetzt wird im Lager Generalmarsch geschlagen und die auswanderungslustigen Kolonisten, jeder mit einem Tröpflein Honig als Wegzehrung versehen, strömen Mann an Mann gedrängt im Eilmarsch aus der Pforte der alten Heimat und erheben sich im Zickzackfluge in das Reich der Lüfte; immer frische Völker entströmen dem Stocke, wie Meereswogen sich unaufhaltbar und unabsehbar heranwälzen, so drängt es sich — eine einzige große Naturkraft, die auch den Letzten und Schwächsten mit sich fortreißt — hervor. Nicht selten mag es passieren, daß ein Haufe in der Überstürzung zur Erde herunterfällt, doch mit Blitzesschnelligkeit erheben sie sich wieder, um sich in den fröhlichen Kontretanz der Auswanderungslustigen zu mischen. Siehe da! Auf einmal wird es ruhig und leer um das Flugloch, ein paar Nachzügler noch oder ein paar Fahnenflüchtige und Heimwehfranke vielleicht, welche die vollen Honigtöpfe der alten Heimat gegen die ungewisse Zukunft nicht eintauschen wollen — und Mutterstod und Schwarm sind zwei getrennte, selbständige Lebewesen geworden. In den Lüften aber ist Leben, der helle

goldene Sonnenstrahl wird durch die kleine Wolke der schwärmenden Genossen gebrochen. Hierhin und dorthin schwenkt der Zug; noch hat er sich keine bleibende Stätte erwählt. Unausgesetzt folgt ihm mein Auge; fast bange schlägt mein freudig erregtes Herz; wie gerne wollte ich die fahrenden Gesellen bannen! Da zieht eben am Himmel eine schwarze Gewitterwolke herauf, die Sonne erlischt, ein heftiger Windstoß bläst mit vollen Backen auf die Schwarmgesellschaft herein und Königin samt Volk fällt auf den alten Stock zurück. Der kleine Hausen, der am Aste des nahen Baumes dort sich schon gesammelt hat, löst sich plötzlich wieder auf. Schwarz deckt sich die Pforte der alten Heimatstadt mit den Zurückgekehrten, welche vor dem drohenden Elemente des ausbrechenden Gewitters ein schützendes Obdach suchen. Unerwünschter Anblick für den mit klopfendem Herzen dabei stehenden Bienenvater! „Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der vergängliche Haut!“ Für heute ist's mit dem Schwärmen vorbei und einige Pfund Honig sind unnütz verslogen. Trübsinnig wandert der Hausherr an seinen Stöcken vorüber, dem eigenen schützenden Hause zu. Doch nicht zu lange braucht er hier zu warten. Siehe,

„Milder schon fallen die silbernen Tropfen,  
Munter schon zwitschert ein Sperling vom Dach,  
Frisch in der Werkstatt vernimmt man das Klopfen,  
Al' das verschüchterte Leben wird wach.  
Fern am Gebirge, dahin er gezogen,  
Murrst noch der Donner, ein fliehender Leu,  
Aber am Himmel der leuchtende Bogen  
Kündet's der Erde: der Herr ist getreu!“

Wie weht's und duftet's jezt durch die Welt! Wie glänzt die Luft, wie perlt die Flur, wie golden strahlt der Sonne Angesicht über der verjüngten und gesegneten Erde! Da zieht neue Hoffnung in mein Herz hinein; flugs geht's wieder zu meinem Bienenstand, bin doch begierig, was die heimgekehrten Auswanderer jezt treiben, ob ihnen nicht das Auswanderungs-





fieber im Gewittersturme gründlich abgekühlt wurde. — — —  
Horch, da trifft ein selteuer Klang mein lauschendes Ohr! „Tüt,  
tüt, tüt!“ singt's da drinnen im Stoc mit feiner Sopranstimme  
und „quack, quack, quack“ antwortet eine zweite Sängerin im  
schönsten Alt. Was bedeutet dieses Duett? Sind meine Bienen  
denn auf einmal musikalisch geworden und ihre Königinnen ge-  
willt, als Primadonnen aufzutreten? Nein, das waren keine  
Freudentöne, das klang doch mehr nur wie schrille Eifersucht  
erzürnter Nachbarinnen, die sich zum Fenster oder zur Thür  
hinaus Komplimente sagen und ihrem übervollen Herzen schreiend  
Luft machen. Ach, das zurückgekehrte Volk mag und darf nicht  
mehr bleiben. Schon stürzen die erregten Auswanderer zum  
zweitenmal hervor. Wieder beginnt das Vorspiel. Immer  
brausender und lauter spielen die Musici auf, noch feuriger und  
hinreißender als die Czarda beim Tanz der Pustasöhne. Der  
Schwarm zieht mit noch größerer Energie als das erstemal  
aus; denn bei diesem Auszug handelte es sich ja um ein Haar  
um Thron und Leben der Königin, welcher die eifersüchtige  
junge Erbin nach dem Leben stand. Und diesmal schreckt keine  
finstere Wolke den Zug unserer Auswanderer; höher und immer  
höher zieht sie das goldne Sonnenlicht zu sich empor. Siehst  
du, wie sie dort hoch oben am blühenden Birnbaum sich dichter  
zusammenziehen! Noch ein paar Augenblicke und der Traube  
gleich am edlen Weinstoc hängt das Volk am Aste des Baumes  
schwer herab.

Nun, Imker, wohlauf zur That! Jetzt heißt es entschlossen  
fein und rasch und weise handeln; nun mußt auch du gerüstet  
und vorbereitet sein, wenn du Herr deines Eigentums bleiben  
willst. Die Zauberrute, durch welche du die Söhne der Frei-  
heit in deinen Dienst und Gehorsam zurückführen kannst, solltest  
du kennen. Sie heißt Ruhe und Überlegung, Sicherheit und  
Mut, Einsicht und Erfahrung. Manch junger Geselle ist schon  
zu Schanden geworden, daß er diese Zauberrute verachtete und  
dem eignen Kopfe folgend es besser zu können meinte. Wer



den guten Rat der Alten mit der eigenen Einsicht zu paaren versteht und von Jahr zu Jahr durch die Erfahrung vermehrt, der thut als Meister jetzt keinen Fehlgriff. Nur ein einziger kräftiger Ruck an dem schwanken Aste und die schwere Last des prächtigen Schwarmes stürzt wohlbehalten in den untergehaltenen Fangkorb und dieser selbst giebt sofort die willenslosen Gefangenen als Beute der neuen, schön ausgestatteten Wohnung, die auf dem Stande zurecht steht. Jetzt ist die Kolonie glücklich unter Fach und Dach, eingereicht als neues Volk in den vermehrten Besitzstand des Imkers, der bei dieser aufregenden und anstrengenden, aber süß lohnenden Arbeit erfahren darf:

„Von der Stirne heiß  
Rinnen muß der Schweiß,  
Soll das Werk den Meister loben;  
Doch der Segen kommt von oben.“

Zwar ist nicht mit einem Schläge das eingebrachte Volk an die neuen Verhältnisse gewöhnt. Anfangs stürzt noch manch trotziger Gefelle, rebellisch gegen die neue Ordnung der Dinge, zum Flugloch der Wohnung hervor, als wollte er die Macht und List der klugen Menschen verspotten. Aber bald kehren die Ausreißer wieder zurück, haben sie doch beim Auszug der erwählten Herrscherin aufs neue Treue geschworen; und was eine rechte Biene ist, bricht ihren Bürgereid nie. So machen sie denn, eine nach der andern, an dem Thore der neuen Heimat, wohl oder übel Halt und schlagen bald fröhlich mit ihren Flügeln zusammen, denn sie wissen, ihre Königin ist darinnen. Wo diese hingehet, da wollen sie auch hingehen, wo sie lebt und wirkt, da wollen auch sie ihr Tagewerk anheben; nur der Tod soll sie voneinander scheiden. Der Schwarm ist geraten und geborgen. Auch die Wildesten, die mit Berserkerwut in die vier Winde hinausstürmten, sowie die zersprengten Nachzügler, die in keiner Armee, auch der bestorganisierten, fehlen, sammeln sich gegen Abend am Eingang des neuen Hauses, eingedenk der alten Bienenweisheit:

„Bist du selber kein Ganzes, so schließ an ein Ganzes dich an!“





Nur am Birnbaume oben blieb noch ein kleiner Theil, ein winziges Nestchen von Sonderbündlern zurück, welcher das liebgewordene lauschige Astchen bei dem Finkenneft nicht leichten Herzens verlassen möchte. Es sind edle, schwärmerische Seelen, welche gerne in höheren Sphären schweben und das Flecklein Holz, das die Königin mit ihrem Leibe berührte und weihete, wie eine Reliquie fromm verehren; denn etwas Edleres und Verehrungswürdigeres als die Königin giebt es für den Bienen-Untertanenverstand nicht. Aber auch der allerstärkste Idealismus wird durch die rauhe, kalte Wirklichkeit des Lebens nach und nach abgekühlt. Das erfahren unsere schwärmerischen Bienen-Idealisten schon in der nächsten folgenden Nacht, die ihre zarten Leiber, obwohl sie sich aufs Innigste aneinander anschließen, empfindlich durch Kälte und Winde trifft. Darum halten sie am andern Morgen für geraten, den Verhältnissen des Lebens Rechnung zu tragen und kommen müde und matt, abgehärmt an Leib und Seele, als die Letzten bei ihrem Volke an, das auch sie willig in seine munteren Reihen aufnimmt; denn spät kommen diese Letzten, aber sie kommen doch.

Der Ast am Birnbaum ist jetzt wieder leer und der Fink und die Finkin machen sich ihre Gedanken über das seltsame Volk, das gestern sein Lager neben ihrer Stammburg so dreist aufgeschlagen hatte und heute mit Kind und Kegel verschwunden ist. Aus der neuen Wohnung aber kommen heute schon die Eifrigsten heraus, um sich die nächste Umgebung zu besehen. Im Innern der Wohnung geht es an ein Putzen und Fegen, an ein Bauen und Mauern, daß es eine Freude ist. Die Königin legt ihrem Volk den Stadtbauplan vor, die Stadtviertel werden abgesteckt und die schönen geraden Straßen besonders genau bezeichnet; mit Händen und Füßen wird gearbeitet Tag und Nacht,

„die Räume wachsen,  
es dehnt sich das Haus  
und drinnen waltet —

die Königin als Mutter ihres neuen Reiches mit alter Liebe und Treue zum Wohle des ewig treuen, fleißigen Volkes. Aber, wird der geneigte Leser fragen, was ist denn aus dem alten Stocke geworden? Liegt doch die Vermutung nahe, daß derselbe nach so viel Kräfteverlust gar eingegangen und, der alten Herrscherin beraubt, am Ende in einen allgemeinen Staatsbankerott geraten sein dürfte. Es ist ja sonst der Welt Lauf und Ordnung, daß das Auserstehen des einen den Untergang des andern nach sich zieht. „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen.“ Das Bienenvolk scheint diesem allmächtigen Lebensgesetze nicht unterworfen zu sein. Hier darf im Kreislaufe des Jahres ein Geschlecht dem anderen die Fackel des Lebens reichen, ohne daß das vorhergehende in die Nacht des Todes zurücksinkt. Hier pulsiert im großen und ganzen des Volkes fast unvergängliches Leben.

Freilich ist in dem abgeschwärmten Mutterstocke für die erste Zeit die Lebenskraft etwas herabgestimmt. Die Reihen der fleißigen Arbeiter sind seit dem Auszuge des Schwarmes merklich gelichtet. Die ausgewanderten Volksgenossen konnte man auch nicht mit leeren Händen die Reise außs Ungewisse antreten lassen, darum sind der Honigschätze weniger geworden. Auch ist die allverehrte Stammesmutter nicht mehr vorhanden. Aber das Volk ist deshalb doch nicht verwaist. Schon legen hoffnungsvolle Töchter der alten Herrin im stillen das königliche Gewand an; in kürzester Frist wird die Erstgeborene unter ihnen das Scepter ergreifen und mit jugendlicher Kraft die Zügel der Regierung halten. Bis dorthin wird von den fleißigen Arbeitern desto eifriger gesammelt. In wenigen Wochen bereits sind durch die täglich ausschlüpfende Brut die Lücken im Volke ausgefüllt. Ist aber erst die junge Königin von dem in ihrer Reichs- und Hofordnung vorgeschriebenen, unumgänglichen Hochzeitsfluge zurückgeführt, dann ist alles in Ordnung und schönster Harmonie.





## Siebentes Kapitel.

### Wie die Bienen Hochzeit halten.

(Eins von P. R. Rosegger.)\*

„Es ist eine alte Geschichte,  
Doch bleibt sie ewig neu;  
Und wem sie just passieret,  
Dem bricht das Herz entzwei.“  
(G. Heine, Buch der Lieder.)

Hat sich ein Schwarm\*\*) mit seiner jungen Königin vom Mutterstamme losgelöst und sich auf seiner neuen Ansiedelung niedergelassen, so ist nun das erste und wichtigste Geschäft die Hochzeit der Königin.

Dabei geht's lustig zu und alles ist auf den Weinen und Flügeln; selbst die Arbeit wird vergessen, und das will bei den Bienen schon viel sagen, es wäre denn, daß die Gemächer der Braut noch ordentlich gereinigt, mit Wachs tapeziert, mit Nahrung und Dienerschaft versorgt werden müßten. Ein helles Summen und Singen ist das im Reiche, und ein Balgen und Schwelgen und alles schart sich um die Königin, die Holde und Ehre, die schöne, minnevolle Frau. Aber nicht, weil sie Königin ist, wird sie so hoch verehrt, sondern weil sie die Mutter der Nachkommenschaft werden soll.

---

\*) Von dem mir persönlich befreundeten, liebenswürdigen Dichter aus den „ausgewählten Schriften“ (XV. Band) desselben mir freundlichst zur Verfügung gestellt. D. Verf.

\*\*) Hier ist ein sogenannter Nachschwarm gemeint, der mit unfruchteter Königin auszieht, während die Königinnen der Vorschwärme befruchtet sind.



Da fliegen ein paar Bienen ins Freie, sehen nach, wie es mit dem Wetter steht. Warm und windstill, kein Wölkchen am Himmel und die Sonne leuchtet nieder über die weite, grünende, blühende Welt. Diese Nachricht bringen sie in die Stadt. Das ist ein Tag zur Hochzeitsreise. Der Ehemänner etliche haben sich vielleicht an der Festtafel etwas zu gütlich gethan, haben den Honigopfern, welche die Arbeiter aus der Mutterkolonie noch mitschleppen mußten, vielleicht in zu reichem Maße zugesprochen und möchten nun am liebsten ein bißchen Siesta halten. Aber die Königin ist höchst aufgeregt — ihr verlangt sehr nach einem Ausflug und das Volk drängt auch danach und getraut sich's wohl zu sagen, daß ihm sehr um einen Thronerben und überhaupt um jungen Nachwuchs zu thun ist. Die faulen Ehegatten werden förmlich aufgetrieben und aus dem Hause gejagt — und endlich erhebt sich der Hochzeitszug in die Lüfte.

Die Arbeiterbienen bleiben diskreterweise zurück, umtanzen aber fortwährend den Stock und sind in großer Erregung. Mit Ängstlichkeit bewachen sie ihren neuen Heimatsort und weder Menschen noch Tieren wäre zu raten, sich in dieser Zeit dem Stocke zu nahen. Dann wieder beobachteten sie den Himmel, ob wohl keine gefahrdrohende Wolke aufsteigt, die dem Brautzug gefährlich werden könnte. Und wenn sich ein Wind erhebt, welcher eine Verwirrung, welcher Schreck und Jammer in der Menge, welcher wildes Summen und Umherschleßen! Boten werden ausgesandt, um nach der Richtung zu spähen, in welcher sich der Hochzeitszug erhoben hatte, und nun, wenn er einzuholen ist, ihn zu warnen und zum Rückzuge zu bewegen — denn die Hochzeiter selber kommen kaum dazu, erst eine Weile nach dem Wetter zu lugen. Aber sie sind nicht zu finden.

Die Königin ist mit ihrem Harem davon und hat sich gefreut darüber, daß der Plebs zurückgeblieben. Die Ehemänner schlugen zuerst das grüne Geäst einer Linde zum Ruheplatz vor. „Nein“, sagte die Königin (und die Bienen haben ihre





Sprache so gut wie die Menschen), „nein“, sagte sie, „da sind die Mücken und die Hummeln, und die Käfer und Ameisen steigen den Stamm herauf — wir wollen höher fliegen.“

Und als sie um die Wipfel und Kronen des Waldes tanzten, wollten die Herren sich dort niederlassen! „Nein“, sagte die Königin, „hier flattern noch die Schmetterlinge, schwirren die Häher und die Meisen und anderes Volk. Wir wollen höher fliegen.“

Und als sie hoch in den Lüften waren, daß der Zug von unten wie ein winziges Rauchwölklein zu sehen, und als sie sich überzeugt hatten, daß kein Habicht und keine Lerche und kein anderes Wesen mehr in der Nähe war — und als die Gatten hier wieder angefragt hatten — schwieg die Königin still. — In diesem Brautgemache des hohen blauen Himmels konnte kein unberufenes Auge ihre Fraulichkeit mehr verletzen. — Ruhig schwebt das Häuslein in Einem Punkte und die Jünglinge bringen der Braut ihre Huldigungen dar. —

Erst nach zwei Stunden denken sie wieder an die Heimkehr — aber wer weiß jetzt den Weg? Da unten der weite finstre Wald mit seinen tausend Wipfeln, dort die Wiesen, dort wieder der Wald — wo ist ihr Heim? — Über den Bergen steigen Wolken auf, durch die Luft geht mancher Stoß und schiebt unsere tanzenden Hochzeiter vor sich hin. Sie sind ratlos, hilflos. Sollen sie sich niederlassen auf fremdes Gebiet? Wie sich ernähren? Das Arbeiten haben sie nicht gelernt, den Genuß und den Luxus sind sie gewohnt und Nachkommenschaft ist zu erwarten. Sich eine fremde Kolonie, ein Hummel-, ein Wespenreich erkämpfen, den Honigvorrat rauben?

Die Königin wirft die Frage auf; die Ehemänner zittern. „Feiglinge!“ ruft sie ihnen zu; nur im Genuß und in der Eifersucht seid ihr stark, im Hegen und Lästern und, wenn ihr könntet, würdet ihr gleich den verliebten Männern des Menschengeschlechtes euch selber erstechen im blutigen Zweikampf; —

wo's was Rechtes gilt, da seid ihr Memmen. Ach, wäre ich bei meinem Volke daheim!"

Mittlerweile sieht sie ein Bienlein heranzfliegen, es ist eine aus den Arbeiterscharen ihres Reiches. Sie eilt dem Sendling zu, er will sie auf seinen Rücken nehmen und nach Hause tragen, er hat den Weg gut gemerkt, den er hergekommen und findet ihn leicht zurück.

Mit Jubel wird sie daheim empfangen. Ein kleiner Teil der Ehemänner ist ihr gefolgt, aber keiner im Staate kümmert sich mehr um die männlichen Gatten. Hingegen wird die Königin mit um so größeren Aufmerksamkeiten überhäuft, und einige aus dem Volke treten vor und verbeugen sich tief und sprechen von der hohen Ehre, die ihnen zu teil werde, indem sie erwählt wären, dem getreuen Volke die Überzeugung zu verschaffen, inwieweit die Hochzeitsreise von allgemeinem Nutzen geworden wäre.

Die Königin hat keine Ursache, die Folgen geheim zu halten, kann obendrein den Begriffstüchtigeren noch mit einem handgreiflichen Beweis erfüllter Pflicht dienen, indem sie wohl imstande ist, irgend ein Härchen vom männlichen Barte vorzuweisen.\*)

Die Zukunft ist gesichert, der Jubel ist grenzenlos. Alles Volk streckt die Hinterbeine aus und fächelt mit den Flügeln und jauchzt und singt und drängt sich herbei, die Königin mit Lecken und Bestreicheln zu lieblosen. Und sofort bestimmt es ihr einen Hofstaat von zehn oder auch zwanzig Bienen, welche sie überallhin zu begleiten und für alle Bedürfnisse zu sorgen haben.

Und schon nach wenigen Tagen muß die Wiege her. Die Königin legt Eier, je eines in eine besondere Zelle, jeden Tag über hundert bis tausend Stück — vermag also im Laufe des Sommers ihre 30—40000 Eier zur Welt zu bringen.

---

\*) Das dem aufmerksamen Bienenzüchter hochwillkommene Befruchtungszeichen der heimkehrenden Königin.





Glücklicherweise hat sie für die Familie selbst nicht zu sorgen, das thut das Volk. Nur zu bald aber ist eine junge Königin da, oder es sind deren gar mehrere, und die Königin-Mutter muß das Feld räumen, will sie nicht von ihren Unterthanen erstochen werden.

Die Bienen sind eben seltsame Leute, sie kennen kein Mitleid, keine Dankbarkeit und keine Pension; sie halten jeden aufrecht, so lange er dem allgemeinen Wohle nötig ist — dann aber schaffen sie ihn rasch aus dem Felde.“

Das weitere Leben der heimgekehrten Drohnen ist hinfort eine elende Galgenfrist; eben noch himmelhochjauchzend, sind sie morgen vielleicht schon zum Tode betrübt; alle haben jetzt Ursache, sich auf ihr letztes Stündlein vorzubereiten und über die Wahrheit des Sprichwortes nachzudenken:

„Das flüchtige Leben eilt schneller dahin  
Als Räder am Wagen, —  
Wer weiß, ob ich morgen am Leben noch bin.“



## Achtes Kapitel.

### Unsere Bienen in Australien.

(Noch Eins von Rosegger.)

„Eines scheidt sich nicht für alle;  
Sehe jeder, wie er's treibe,  
Sehe jeder, wo er bleibe  
Und wer steht, daß er nicht falle!“  
(Goethe.)

„Es geschah im deutschen Norden zu Grünewald, in der Nähe eines Hafens, daß sich im Bienenkorbe eines Landwirthes das Volk verdoppelte. Deswegen keine Feindschaft, der junge Schwarm wanderte aus; wegen einer neuen Heimat ist keine Sorge, jeder Nachbar hält einen leeren, feingebauten Korb bereit, um den jungen Stamm in Empfang zu nehmen. So die Hoffnung. Aber auch Tiere haben mitunter seltsame Schicksale.

Der Bienenschwarm flog aus seinem Mutterkorbe über die Büsche hin, über die blumige Wiese hin, über das Kiefernwäldchen hin, dem Strande, dem Hafen zu, wohin der Lärm und das Gekirre der Matrosen ihn lockte, wo der Mastenwald der Schiffe ragte — auf dessen höchstem Stamme er sich niederließ. Wie eine stattliche Traube hing er im obersten Takelwerke und ergözte sich an dem Gligern und Schrilla da unten, dergleichen er bisher noch nicht gesehen und gehört. Und wie war das erst ein Spaß, als das ganze Ding anhub sich zu bewegen, zu schaukeln und der hohe Baum, auf dem der Schwarm gemüthlich saß, sich mäthlich hinauswand zwischen dem wunderlichen Gestämme, bis er endlich mit dem großen Schiffe auf dem Spiegel des Gewässers dahinglitt.





So fuhren die guten Bienlein stundenlang mit; nun aber, da sie ringsum keinen Baum und keinen Boden mehr sahen, wollte es ihnen unheimlich werden. Rasch entschlossen flogen sie ab, irrten eine Weile auf dem Meere umher und da sie nirgends einen Ruhepunkt fanden, mußten sie wieder zurückkehren auf das Schiff, das ihnen nun doch so trostlos war, weil auf ihm kein Blatt und keine Blume wuchs. Aus gewaltigen schwarzen Röhren stob dichter Rauch hervor und wollte das kleine Bäcklein im Tafelwerk fast ersticken. Sie wechselten mehrmals ihren Platz, aber von Stunde zu Stunde wurde es ungemüthlicher. Da drängten sie sich um ihre Königin und hielten Rat.

Eines der Männchen brachte, selbstverständlich in der Bienen-  
sprache, seine Ansicht vor. „Ich halt mich insofern berechtigt,  
das Wort zu ergreifen“, sagte das Bienlein, „als ich mir  
schmeicheln darf, unsere Lage, obgleich dieselbe sehr sonderbar  
ist, zu begreifen. Bei meinem vielen Schwärmen um die Blu-  
menheiden des Dorfschulhauses in Grünwald habe ich unter  
anderem auch von der Geographie etwelches profitiert. Es unter-  
liegt keinem Zweifel, daß wir uns auf der Nordsee befinden.  
Wenn sich's noch bloß um eine Fahrt nach England handelte,  
aber ich fürchte nur zu sehr, daß wir uns auf einem Aus-  
wandererschiffe befinden; denn alles, was uns auf dieser schwim-  
menden Stadt umgiebt, läßt eine weite Fahrt voraussetzen.  
Königin! ich ahne, daß wir unsere grüne Heimat niemals  
wiedersehen werden.“

Darauf entgegnete eine andere: „Mein geehrter Herr Vor-  
redner hat unsere Lage als sehr trostlos geschildert. Ich teile  
nicht ganz seine Ansicht. Soeben bin ich von einem Einzel-  
ausflug durch die Lüfte zurückgekehrt. Allerdings muß ich ge-  
stehen, daß mir das ungeheuere lebendige Wasser, das uns um-  
giebt und dessen Unendlichkeit ich auf meinem Flug erst recht  
ersah, einen sehr unangenehmen Eindruck verursachte; allein ich  
glaube in jener Richtung, der wir zusteuern, ein Streifen

grünen Landes entdeckt zu haben. Wir können also, wenn wir demselben in der Nähe sind, sehr leicht anfliegen. Und sollte uns dort eine beständige Niederlassung nicht gefallen, so wird sich gewiß, etwa auf Umwegen zu Lande oder durch ein Schiff Gelegenheit finden, in unsere Heimat zurückzukehren. Ich beantrage demnach, daß wir auf jenen grünen Streifen, der uns immer näher kommt, unser Augenmerk richten mögen.“

Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

Aber die Biene denkt und der Steuermann lenkt. Weitab bog der Dampfer vom grünen Eiland.

Schon früher hatte ein Schiffsjunge auf dem Masten den Bienenschwarm bemerkt. Als nun der Kapitän darauf aufmerksam wurde, klatschte er in die Hände, wie das sonst Kapitän's selten zu thun pflegen, und sagte: „Ein Bienenschwarm! Das ist trefflich! Ich ging schon lange mit der Idee um, in Australien die europäische Biene einzubürgern; nun kommen die Tierchen selbst mit uns; so werden wir auf unserer Kolonie in Australien auch an Honig keinen Mangel leiden. Möge der Schwarm nur sofort zweckmäßig verwahrt und gepflegt werden.“

Das geschah und die armen Tierchen aus Grünwald waren nun Gefangene auf dem Dampfer, der mit seinem Stückchen europäischer Kultur nach Australien ging.

Wer wollte hier die Reiseindrücke der auswandernden Bienen wiedergeben? Nichts als Meer und Meer wochenlang, monatelang. Da und dort einmal eine heiße, gelbe, kahle, steinige Küste, dann wieder Landstriche, anzuschauen wie das Eden, wo Milch und Honig fließt. Die Bienen mußten an allem vorüber. Die Arbeiter waren in solch' schrecklicher Thätlosigkeit schier krank geworden. Die Männchen unterhielten sich platonisch mit der Königin und eine zahlreiche Nachkommenschaft, die zu erwarten stand, erfüllte die Herzen der Gefangenen mit besonderer Sorge. Unter herben Stürmen heute, unter sengender Glut der Äquatorsonne morgen, zog das Schiff dahin, bis es endlich im Westen von Australien landete.





Allsogleich wurde den Bienen in der Nähe eines Akazienwäldchens ein Korb als Wohnung angewiesen. Das Böttlein war glücklich, als es hinaussummt durch die milde, süße Luft in das tropische Gelände. Die Arbeiter machten sich allsogleich ans Sammeln, damit die Speicher des neuen Hauses sich füllten mit Vorräten für den Winter. Aber mit gar manchem Gewächse, das hier so prunkhaft und vielversprechend aufwucherte, war nichts anzufangen; z. B. mit den lederhäutigen Gummibäumen rangen sich die Bienlein vergebens ab, um Wachs und Honig zu gewinnen. Manch' fleißige Arbeiterin flog aus und kehrte nicht mehr zurück; manche schwirrte zerfahren und verwundet ihren Genossen zu; einen Kampf mit bissigen Stechfliegen hatte es gegeben. Wieder andere waren in ihrem Sammelleiß sogar von Heuschreckenschwärmen und riesenhaften Ameisengeschlechtern belästigt worden. Es schien ein so fruchtbares Land, aber es war ein gefährliches Land, und die Bienen sehnten sich den kalten, kurzen Tagen und der Winterruhe entgegen. Der Korb war längst voll des feinsten Wachses, des köstlichsten Honigs, die Wohnung mit allem versehen, was zur Winterbehaglichkeit nur immer wünschenswert ist — aber der Winter wollte nicht kommen.

Die Tage wollten nicht abnehmen, die Sonne blieb heiß, neben den Früchten der Bäume setzten sich neue Blüten an, neben dem abfallenden Laube wucherte junges hervor.

Eines Tages war den Bienen der Korb ausgeraubt. Nicht einen etwaigen Überfluß hatten die wilden Menschen weggenommen, wie man es fern in der kühlen Heimat wohl im Herbst oder Frühjahr erlebte und verwand, sondern alle Vorräte an Honig und Wachs waren fort und der Korb harrete auf neue Frucht der Arbeit. — Es ist doch gut, daß die schöne Jahreszeit noch anhält, dachten die Bienen und machten sich mit neuem Mut und Fleiß wieder an das Sammeln.

Wieder füllten sich allmählich die Vorratskammern, während sich die Tierchen das Nötige fast von ihrem eigenen



Mund absparten und immer noch wollte der Winter nicht erscheinen.

Da trat eines abends ein Mitglied der arbeitenden Klasse auf, rief alles Volk aus den Zellen hervor und begann folgendes zu sprechen:

„Mich dünkt, Kameraden, hielands geht's nach einem andern Takt. Seit vielen Wochen habe ich geforscht und berechnet und bin zu einer Überzeugung gekommen, die ich nicht mehr länger verschweigen kann. Zuvörderst frage ich euch, meine Brüder, wofür arbeiten, sammeln und sparen wir eigentlich? Für den Winter, antwortet ihr. Ich aber sage euch, in diesem Lande giebt es keinen Winter!“

Große Aufregung in der ganzen Volksversammlung.

„Wozu also sammeln wir?“ fuhr der Redner fort, „damit Fremde unsere Vorratskammern leeren können? Nimmermehr! Heute noch wird die Arbeit eingestellt!“

Ein unheimliches Surren ging durch die Menge; der revolutionäre Volksredner blickte selbstbewußt um sich.

Ein Polizeibeamter erklärte die Versammlung wegen Verbreitung staatsgefährlicher Tendenzen als aufgelöst. Der Redner berief sich auf die im Bienenstaate geltende Redefreiheit und erklärte trotzig, er sei nicht gewillt, sich einschüchtern zu lassen, wo es gelte, das allgemeine Beste zu fördern. Jetzt drohte der Polizeibeamte dem in wildem Aufruhr hin- und wiederwogenden Volke mit Belagerungszustand und den Aufwieglern mit Landesverweis. In demselben Augenblicke wurde der Wächter der Ordnung meuchlings niedergestochen und über seiner Leiche proklamierten die emanzipierten Arbeiter den Streik auf ewige Zeiten.

Ein Abgesandter der Königin erschien mit einem Manifest. Dem gegenüber machten sie insofern Zugeständnisse, als man sich bereit erklärte, für die Bedürfnisse der Königin auch in Zukunft zu sorgen und durch deren Hoffstaat hinreichend versehen zu lassen.

„Nicht mehr arbeiten!“ rief der königliche Abgesandte einen





Saß aus dem Manifeste, „ihr Bienen nicht mehr arbeiten! wollt ihr denn die Weltordnung stürzen?“

Da sagte einer aus dem Volke: „Herr, unsere Königin sei gepriesen! — Wir sind Bienen, aber wir leben nicht, um zu arbeiten. Im Gegenteile, meine Herren und Genossen, wir arbeiten, um zu leben. Bei unseren Urahnen — heilig sei ihr Andenken — mag die umgekehrte Lebensregel als Staatsgesetz gegolten haben. Sie waren eben dazu durch die Verhältnisse gezwungen und gewohnt, im Sommer für den Winter zu sorgen. Nachdem nun aber ein gütiges Geschick den Winter von uns genommen hat und seine starren Fesseln im Lichte der freien, sonnigen Gegenwart, hier im Lande der Freiheit und des ewigen Sommers, glücklich gefallen sind, sehe ich im Grunde genommen keine schädliche Idee in dem Bestreben, die Arbeit einzustellen. Warum sollen denn die Früchte unseres sauren Schweißes nur dem Geschlechte derer zufallen, die uns ausbeuten wie und wann und wo sie wollen? Auch wir wollen das Leben genießen und haben ein Recht, uns desselben zu freuen. Wohlan, freuen wir uns dieses Lebensgenusses! Sorglos fliegen wir aus, denn der Tag giebt, was wir für den Tag bedürfen; hier sind die Himmelsstriche Salomons, unter welchen jener Gott, der die Vögel des Himmels ernährt und die Blumen des Feldes bekleidet, auch der Bienen nicht vergißt. Ich habe gesprochen.“

Gegen solche Gründe wußte der königliche Abgesandte kein Wort der Entgegnung mehr, und die neue Verfassung, daß es keine Arbeiter mehr gebe im Bienenstaate, war einstimmig von dem zur Freiheit erwachten Volksstaate angenommen.

In neuer Jugend flogen sie aus und schwärmten durch die ewigen Blumengärten des wiedergefundenen herrlichen Paradieses.

Die Ungeheuer, wie jener edle Volksredner in der konstituierenden Versammlung die Menschen genannt hatte, heimsten aus dem Korbe wieder Wachs und Honig ein; sie ahnten aber nicht, daß es das letztemal war. Es wollte sich nun nichts mehr im Volke vermehren und immer seltener kehrten die Bienen

zum Korbe zurück. Nun erst merkte der Rest des Volkes, daß und weshalb es im Staate schief ging. Durch die Einstellung der gemeinsamen Arbeit verlor der einzelne das Interesse an dem Korb; auf eigene Faust schwirrte er in den Weiten umher, genoß die Frucht, wo sie wuchs, nahm das Nachtlager, wo er es fand. Der Sinn für die Zusammengehörigkeit und das Gemeinsame war dahin. Aufrufe über Aufrufe schickte die tiefbekümmerte Königin, die allein die Treue gehalten hatte, ins Land, aber nur die wenigsten der Bienen wurden noch gefunden, alle anderen kehrten nicht wieder — sie hatten sich zerstreut, waren verloren, gestorben und verdorben; teils in Üppigkeit, teils im Kampfe mit unbekanntem Feinden waren sie zu Grunde gegangen. So elend war der brave Schwarm aus dem deutschen Grünwald mitten im süßen Blumenparadies gekommen.

Die Zeitungen verschwiegen mehr als sie sagten, da sie vor einiger Zeit folgende Notiz zur Kenntnis des Publikums brachten: „Der Versuch, die europäische Biene in Australien einzuführen, ist gelungen, aber — nach wenigen Jahren sammeln die Bienen dort keinen Honig mehr; sie machen einfach die Erfahrung, daß in jenen Teilen Australiens, wohin man sie zu bringen pflegt, fortdauernder Sommer herrscht, daß also für sie die Notwendigkeit, Honigvorräte anzulegen, nicht mehr existiert. So niedererschlagend diese Wahrnehmung für die Kolonisten sein mag, so interessant ist sie für den Naturforscher.“ Wir schließen diese sinnige Bienen-Parabel des österreichischen Volksdichters mit der zeitgemäßen Frage: Würde nicht in dem verheißenen Eldorado des von unseren Sozialisten angestrebten Volksstaates am Ende eine ähnliche Enttäuschung erlebt werden?





## Neuntes Kapitel.

### Eine steierische Bienemutter\*)

oder wie die Bienen ein Hausfegen werden.

„Die Biene wird für den Menschen, der sie pflegt, zur Lehrerin der schönsten häuslichen und bürgerlichen Tugenden.“

(Dr. Dzierzon.)

Bienemutter? höre ich da einen Zweifler ausrufen. Wir kennen bloß Bienenväter bei uns zu Lande. Und nun gar eine steierische! Ist das am Ende so eine neuentdeckte Wunderbienenkönigin, welche dort in der Nachbarschaft der bienenzüchtenden Krainer irgend ein spekulativer Kopf aufgezüchtet hat und die nun, gegen gutes Geld natürlich, zu haben ist, so à la dorsata, jener ostindischen Riesenbiene, von deren Kreuzung mit der gemeinen *apis mellifica* sich gewisse Bienenzüchter goldene Berge von Honigerträgnissen versprechen? Nein, lieber Leser, das ist's nicht. Zu solcher Reklame würde der Verfasser dieses sich unter keinen Umständen hergeben; dazu ist er von Haus aus ein viel zu ehrlicher, wahrhaftiger und bescheidener Mann.

Meine Bienemutter, die steierische nämlich, von der ich hier etwas erzählen will, ist keine edle oder hochedle Bienenkönigin, sondern — eine einfache, brave steierische Frau, die aber in der praktischen Bienenzucht ihren Mann stellt und vor deren Leistungen jeder Bienenvater den Hut abnehmen darf. Sie ist keine Dilettantin oder bloße Liebhaberin der edlen Bienenzucht, wie es deren

---

\*) Reiseerinnerung des Verfassers an die von ihm besuchte XXXV. Wanderversammlung deutscher und österreich-ungarischer Bienenzüchter in Graz vom 28. bis 31. August 1890.



auch sonst geben mag, zumal so lange die Bienen nicht zu sehr stechen und unangenehm werden, sondern eine wirkliche Bienenmutter, welche ihrer Bienen mit mütterlicher Sorgfalt und Liebe wartet, keine fremde Hand sie berühren läßt, auch die mühevollsten und schwierigsten Operationen an ihren Pflinglingen ohne jede männliche Beihilfe eigenhändig besorgt, wie eben nur eine Mutter ihre Kinder warten, pflegen und lieben kann. Auch ist diese steierische Bienenmutter keine Novize, d. h. ein Neuling in der Bienenzucht; sie imkert schon ihre 30—40 Jahre, hat also das silberne Ehejubiläum mit ihrem Bienenvolk längst hinter sich und geht, so Gott will, ihrem goldenen rüstig und gesund entgegen. Sie hat als ehrsame Wittwe die Schwelle der Sechziger bereits überschritten und sieht längst mit großmütterlicher Autorität auf Kinder und Kindeskinde. Aber obwohl in grauen Haaren, ist sie doch noch eine Bienenmutter, die sich's nicht nehmen ließ, die Festtage der Imker-Wanderversammlung in der nahen Landeshauptstadt Graz wie der strammste Bienenvater von Anfang bis zu Ende mitzumachen. Auch hatte sie doppelt ausgestellt und wurde zum Schluß, wie der geneigte Leser erfahren wird, ebenfalls doppelt prämiert.

Von dieser wirklichen Bienenmutter, deren ganzer Namen, Vor- und Zunamen nebst Heimatsort zum Schluß auch hier bekannt gegeben werden soll, will ich also erzählen. Ihre merkwürdige Lebensgeschichte habe ich aus ihrem eigenen Munde, also aus der besten Quelle, erfahren und der einfache, aber doch ergreifend schöne Inhalt dieser Lebensgeschichte einer schlichten steierischen Frau heißt: Wie die Bienen ein Haus segnen werden können.

Es ist mir unvergeßlich, wie und wo ich ihre Bekanntschaft machte. Vorgestellt wurden wir beide einander nicht. Aber daß wir so schnell bekannt wurden, ging also zu.

Es war am Nachmittage des Vortages der mit der Wanderversammlung jeweils verbundenen Bienenausstellung. Noch waren erst wenige Festgäste angekommen, da führte mich mein Weg





von dem großen Ausstellungsplatz, wo eben das vortreffliche Musikchor des Infanterieregiments „König der Belgier“ sein Nachmittagsprogramm beendet hatte, hinüber zu dem in der landwirtschaftlichen Abteilung reservierten Plage der Bienenausstellung, die der großartigen steierischen Landesausstellung als sog. temporäre Ausstellung eingereiht war. Alles war hier noch wüste und leer wie am ersten Schöpfungstage. Nur einige Herren des Festkomitees waren eben damit beschäftigt, mit Hilfe einiger dienstbaren Geister eine Unmasse Kisten und Kästen zu öffnen, auf welchen das ominöse „Vorsicht“, „nicht stürzen“, „zerbrechlich“, „Achtung“, „piano“ und „pianissimo“ (das magharische Wort habe ich vergessen) sehr deutlich aufgeklebt war. Trotzdem mußte es während des Transportes mit einem Teile der Kisten doch nicht „piano“ genug hergegangen sein; denn nicht wenige Bienenvölker waren dabei umgekommen und beim Öffnen der Kisten schwamm eine wüste Masse von Honig, Wachsbruchteilen und Bienenleichen in den betreffenden Wohnungen herum. Ein trauriger Beweis, daß ein gut Teil ausstellender Züchter es hier immer und immer wieder an der nötigen Vorsicht im Verpacken und Versenden lebender Bienenvölker fehlen läßt. Während nun unter dem unvermeidlichen Hämmern und Klopfen Kisten und Kästen geöffnet und die lebenden Bienen durch die Hände der behelfenden Dienstmänner auf die zurechtgestellten Lager mehr oder weniger piano oder auch nicht gebracht werden sollten, um am morgenden Festtage in Reih und Glied zu paradieren, hörte ich auf einmal aus dem Munde einer bis jetzt wie ich als Zuschauer ruhig dabei gestandenen bejahrten Frau in steierischer Landesprache — dem einzigen weiblichen Wesen in unserem Kreise — die laut gerufenen, fast drohend klingenden Worte in steierischer Mundart: „Lön Sie mir mine Weinle\*) stó, Sie! Lön Sie die Weinle stó; die dürfe

---

\*) Weinen oder Beinen ist in Steiermark und Oberbayern das Dialektwort für Bienen.

nit so verpolleret werden; ich leid's nit, ich kann meine Weinle selber aufstellen.“ Solche Sprache hatte keiner von uns Anwesenden erwartet. Die Herren vom Komitee sahen sich die seltsame Frau etwas verblüfft an und die Dienstmänner ließen auf einen Augenblick die Arbeit ruhen. Bei der Frau aber hieß es: Gesagt gethan! Sofort packt sie Beute um Beute, die ihr gehörten, und stellt sie mit praktischem Griff so sicher und fest und doch so zart und sanft, als es nur der zärtlichste Bienenbater vermag, auf den nahen Standplatz. Nicht genug damit. Als bald öffnet sie die verschlossenen Fluglöcher ihrer Beuten. Die „Weinle“ stürzen hervor, schon will eine Abteilung der schwarz und dicht herausgequollenen Masse im neugewonnenen Lichte der Freiheit über den Rand des Flugbrettes sich herabwälzen — wie leicht könnten sie auf die gerade nasse Erde fallen! — da tritt die Bienenmutter furchtlos und ohne Bedenken in die Fronte vor das Flugloch und streicht mit der bloßen Hand zart und sanft die mit Herabstürzen Bedrohten wieder dem Flugloche zu. Diese Manipulation wiederholt die Frau einigemal und fast scheint es, als ob die „Weinle“ die Hand ihrer Mutter kennen. Sie beruhigen sich zusehends und laufen bald friedlich an der Öffnung der Beute hin und wieder, fröhlich brausend, daß sie nach der langen Reise jetzt wieder Licht und Luft verspüren, und zufrieden, weil sie auch in der Fremde ihre wohlbekannte Pflegerin bei sich wissen. Das war der Frau offenbar ein gutes Zeichen. Doch begnügt sie sich nicht damit. Jetzt tritt sie — notabene ohne Bienenhaube, Helm, Visier, Brille, Handschuhe und wie die von kühnem Mute zeugenden Schutzmittel der Herren Bienenwäter alle heißen — von hinten zu ihren Völkern, die in gefälligen mobilen Lagerstöcken untergebracht sind, öffnet die Thüre und das Deckelbrett, nimmt dann, wieder mit der bloßen Hand (ohne Wabenzange) Wabe um Wabe heraus, bis ihr forschender Blick die Gewißheit hat, daß durch den Transport kein Schaden entstanden ist. — Es ist alles in schönster Ordnung. Mit sichtlichem Wohl-





behagen schließt sie jetzt ihre Beuten wieder und schickt sich an zum Weggehen, doch nicht ohne den Herren vom Komitee und deren Hülfarbeitern noch einmal, jetzt im milderen Tone, die Vermahnung zu wiederholen: „Lön Sie mir meine Weinle stö; lön Sie sie bigott stö; ich hab's Ihne gsgagt.“

Diese Frau hatte auf einmal mein lebhaftes Interesse als Bienenzüchter erweckt. Alles, was ich soeben an ihr beobachtet hatte, die ganze Art, wie sie sprach, handelte, operierte, ihr ganzes Auftreten, fest und bestimmt, fast männlich sicher und sachmännisch korrekt, imponierte mir. So trat ich denn ohne weitere Komplimente zu der Frau hin, gab ihr in wenigen aber herzlichen Worten meinen Beifall an ihrem soeben an den Tag gelegten Verhalten kund, lobte insbesondere ihren Mut im Hantieren und Operieren an den Bienen, worin es ihr in der That nicht jeder Bienenvater gleich thun dürfte. Sie selber nahm zuerst meine Komplimente sehr kalt, fast mißtrauisch auf, meinte sogar zwischenhinein, da gebe es im Imkerleben noch ganz andere Beweise von Mut und Unerforschlichkeit abzuliegen. Sie fasse ihre Schwärme ohne Ausnahme mit unbeschütztem Gesicht und bloßen Händen. Es komme nur darauf an, wie man sich bewege und wie man angreife.

Damit hatte die Frau in der That das ganze Geheimnis der Imkerpraxis enthüllt, wie es eben in keinem Lehrbuch der Bienenzucht steht, sondern von jedem einzelnen persönlich entdeckt und erprobt werden muß. Da ich hierin aus eigenster Erfahrung ebenfalls zustimmen konnte, erweckte ich auf einmal in ihr Vertrauen. Meine Worte hatten jetzt besseren Eindruck gemacht und die oft recht schwierige Brücke des offenen gegenseitigen Austausches unserer beiderseitigen Erfahrungen war geschlagen. Nun gab ein Wort das andere. Sie selber hielt, nachdem ich zur vollen Beruhigung meine Wenigkeit nach Stand, Herkunft und Zweck des Bierfeins freimütig vorgestellt hatte, auch nicht länger zurück, sondern gestattete mir — und dafür bin ich und alle Imker mit mir zu Dank verpflichtet — einen



Einblick in ihre Vergangenheit, welche selbst wieder ein Beweis dafür ist, daß die folgenreichsten Wendungen in unserem Leben, die eigentlichen Mark- und Meilensteine an unserem Lebenswege, nicht ein Resultat unserer Berechnung, sondern Schickungen von oben sind, Winke und Merkzeichen von höherer Hand, denen wir folgen müssen, ob wir wollen oder nicht.

Ist's nicht seltsam und geradezu eine Fügung Gottes gewesen, wie diese einfache steierische Frau zur Imkerei kam? Lassen wir sie selber erzählen:

„Ich bin“, so hub sie an, „von Haus ein armes Soldatenkind. Mein seliger Vater socht unter den Grenadieren des Erzherzogs Karl bei Aspern und zog dann später, nachdem die langen blutigen Kriegsjahre endlich friedlichen Zeiten gewichen waren, nach Murnitz bei Bruck a/Mur. Hierher nämlich hatte ihn sein bewegtes Leben zuletzt geführt; hier fand er Arbeit im Maurerhandwerk, das er in seiner Jugend erlernt hatte; hier gründete er seinen Hausstand, und hier wurde ich geboren. Jetzt wissen Sie, lieber Herr, woher ich bin und warum ich gerade in Murnitz geboren werden mußte.

Mein seliger Vater war aber selber kein geborener Steierer oder Österreicher. Er hatte nur, wie das dazumal oft vorkam, als Söldner unter österreichischen Fahnen gedient und gekämpft. Er stammte aus dem Nachbarlande zu Ihrer badischen Heimat, aus dem Elsaß. Viel Schönes und Gutes hat er von dieser seiner Heimat am Rhein uns Kindern erzählt, besonders von Straßburg, ‚der wunderschönen Stadt‘ und seinem herrlichen Münster, dessen Turm sogar höher sei als der Stephansturm der Wiener, der doch auch schon ungemein hoch sein soll. Wohl haben des Vaters Freunde und Verwandte dann und wann noch einmal einen Brief aus dem Elsaß geschrieben, aber mit des Vaters Tod hörten diese Nachrichten auf. Wir wurden, wie das mit der Zeit unter so weit voneinander wohnenden Menschen geht, zuletzt einander fremd. Jetzt wissen wir gar nichts von des Vaters Brüdern und Schwestern und deren





Kindern. Vielleicht haben sie uns gar vergessen. O wie gerne hätte ich meines Vaters Heimat einmal gesehen und den Freunden am Rhein die Hand gedrückt, aber es hat nicht sollen sein. Früher war halt der Weg ohne Bahngelegenheit viel zu weit für unsereins und jetzt bin ich einfach zu alt zu solcher großen Reise. Aber denken thu' ich noch manchmal dahin und gerade heute, wo ich hier in Graz mit Ihnen zusammentreffen muß, denk' ich doppelt gerne dorthin.

Nun bin ich aber selber im Laufe der Jahre Gattin, Mutter und zuletzt Großmutter geworden. Mein seliger Mann, dem ich die Hand für dieses Leben am Altare reichte, war ein Mignitzer wie ich, ein echter Steierer, brav und gut, fleißig und frohen Mutes dabei, wie sie alle hierzuland sind. Wir haben in unserem eigenen Hause durch unserer Hände Fleiß ein gutes Auskommen gehabt und, was mehr wert ist als vieler Reichthum, gut und im Frieden miteinander gelebt, wie es bei rechtschaffenen Christen sein soll. Doch starb er für mich und unsere Kinder viel zu früh. So mußte ich manches Jahr als einsame Witwe hausen und die Kinder Waisenbrot essen. Das ist ein schwerer Stand, lieber Herr, wer den nicht kennt, der weiß nicht, warum nach dem Worte der heiligen Schrift gerade die Witwen und Waisen ihre Sache dem Herrn anbefehlen sollen und wie gerade sie Gottes gnädigen Beistand und guter Menschen Rat und That am allermeisten brauchen. Auch uns ist Gott beigestanden, bei Gebet und Arbeit hilft er allezeit und an beidem hat es bei uns nicht gefehlt.

Aber wir hatten noch einen ganz besonderen Segen, von dem sollen Sie jetzt hören. Es war ein Hausseggen, den uns ein Unbekannter, ein Weltfremder in unser Haus hereingebracht hat. Das ging also zu.

Noch zu Lebzeiten meines Mannes zog eines Tages in unser stilles Mignitz ein fremder Herr aus Wien ein. Er war mutterseelenallein, schon bei Jahren und wollte, wie er angab, den Rest seines bewegten Lebens in der Abgeschiedenheit zubringen. Was

ihn gerade zu der Wahl unseres Ortes trieb, kann ich Ihnen nicht bestimmt sagen. Jedenfalls gefiel ihm unser grünes Murthal mit der „Bärenschußschlucht“, dem „Wasserfall“, der „Drachenhöhle“ und den herrlichen Waldungen in der Nähe des Ortes gar wohl, denn er war ein Naturfreund und brachte manche Stunde auf stillen, einsamen Gebirgspfaden und verlassenem Waldungen zu. Wo ihn die Menschen mit ihrem Treiben nicht störten und er mit Bäumen und Blumen, den Tieren und Vögeln des Waldes allein war, da war es ihm am wohlsten. Doch, nicht bloß die schöne Natur des Steierer Landes zog den in sich gefehrten Mann in unser Thal und Ort. Vielleicht war ihm auch das Thun und Treiben der Weltstadt, in der er bisher sein Leben zugebracht hatte, zuwider geworden. Am Ende hatte ihn dort gar ein schweres Schicksal getroffen, so daß es ihn nicht mehr da ließ und er fort mußte um der Ruhe seines Herzens willen. Wohl haben wir es ihm in der ersten Zeit an manchem Tage angesehen, wie er um diese Ruhe kämpfen mußte mit sich selbst. Aber es war immer bald überstanden und dann sah man ihm gar nichts mehr an von diesem innerlichen Kämpfen und Ringen, unter dem uns Menschen oft das Herz blutet und die Seele verschmachten will. Waren diese stillen, schweren Stunden bei ihm überstanden, dann war er so ruhig und still, so zufrieden und gottergeben als nur der beste Mensch und frömmste Christ es sein kann.

Und wissen Sie, lieber Herr, wann unser Hausfreund — denn das wurde der sonderbare Fremde mit der Zeit — am allerruhigsten, stillsten, zufriedentsten und sogar glücklich war, er der einsame, allein in der Welt stehende Mann? Das erraten die Menschen nicht, aber wenn Sie ein echter Imker sind, der mit den lieben Bienen zu leben und zu fühlen versteht, wie es die guten Tierlein verdienen und wie es gute Menschen sollen, dann werden Sie es jetzt ahnen — dann, wann er bei seinen Bienen war.

Gleich nach seiner Ansiedelung bei uns hatte er sich Bienen





gekauft. Sie saßen in zwei Strohkörben, wie sie bei den steirer Bauern vor den Häusern und in den Gärten stehen. Aber lange hat unser Hausfreund die altmodischen Strohkörbe nicht vor unserem Hause stehen lassen. Sobald die Bienenvölker gekauft waren, wurde von demselben auch eine Hobelbank sowie das nötigste Schreinerhandwerkzeug herbeigeschafft. Auch trockene Bretter wurden aus der Sägemühle herbeigeschafft. Nun ging's an ein Sägen, Hobeln, Nageln und Hämmern, daß wir die wahre Schreinerwerkstätte im Haus hatten. Nur geleimt hat unser fleißiger Hausfreund nie; denn, ein rechter Bienenschreiner, pflegte er im Scherz zu sagen — es liegt aber eine Wahrheit darinnen — darf keinen Leim an die Finger kriegen. Und nun hätten Sie sehen sollen, was für nette, saubere, praktische Bienenhäuslein, die Vereinsherren nennen solche „Wohnungen“, aus der kunstfertigen Hand unseres Hausfreundes, der in den letzten Jahren auch unser Hausgenosse wurde, hervorgingen. Alles und jedes war in diesen Bienentwohnungen auf das zweckmäßigste erdacht und ausgeführt. Ohne irgendwo anzustoßen, konnte man den ganzen Hausrat des Bienenvolkes nach Belieben auf das Bequemste ein- und ausstellen, wie und wo und wann man wollte. Und damit dem Ganzen der inneren Einrichtung auch der Schmuck nicht fehle, wurde eine blanke Glasscheibe an der Rückseite angebracht, durch die das Auge das Leben und Weben der Inassen wie in einem Spiegel zu jeder Stunde beschauen kann. Von anderen, noch subtileren Ausstattungsgegenständen dieser Wohnungen nicht zu reden!

Die Mignitzer Bienenzüchter sahen anfangs mit Spott auf diese Holzvergeudung, wie sie's in ihrem Unverstand nannten und, wenn sie unter sich allein waren, redeten sie nicht ohne Hohn von der neuen Wiener Mode in der Bienenzucht, die sie viel besser verstehen mußten. Aber diese durch den Fremden nach Mignitz gebrachte Wiener Mode war aber doch die richtigere und bessere. „Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“ Wenn das Frühjahr kam, dann hatten nicht die Mignitzer, sondern der



fremde Herr aus Wien die stärksten, schönsten Bienenvölker; und wenn der Herbst da war, dann standen regelmäßig bei unserem Hausfreunde die vollsten, duftigsten Honigtöpfe.

Das kam aber daher: unser Hausfreund überließ seine Bienen nicht dem Zufall. Solches, pflegte er zu sagen, sei für einen vernünftigen Menschen, der seinen ihm vom Schöpfer verliehenen Verstand besitze, ein unverantwortlicher Leichtfinn. Der vernünftige Bienenzüchter müsse zur gegebenen Zeit nachsehen, nachhelfen und vorbeugen, korrigieren und verbessern, wo und wie es gerade nötig sei. Gerade bei den Bienenhäuslein des Hausfreundes gingen alle diese Operationen leicht und bequem, ohne viel Störung und Gefahr für die Bienen, und den Züchter von statten. Der Hausfreund war wirklich Herr und Meister seiner Bienen; sie gehorchten ihm zusehends und thaten seinen Willen. Also war seine Methode oder Mode, wie sie's kurz nannten, gewiß die richtige. Je länger, je mehr hatten wir alle, die Kinder, mein Mann, besonders aber ich, unsere Freude an den Bienen, während wir sie vorher, wie so viele Menschen, gar nicht beachtet, ja nur gefürchtet hatten. Die Liebe zu den guten Bienen habe ich also dem fremden Hausgenossen allein zu verdanken.

Sie sehen, lieber Herr, wie viel das gute Beispiel eines einzigen braven und tüchtigen Menschen wirken kann; es thut und leistet mehr als ganze Bände voll Bücher und Schriften, aus denen unsereins oft gar nicht klug wird.

Aber noch war ich keine Bienenzüchterin. Ich hätte auch zuerst gar nicht die Zeit dazu gehabt. Die Pflichten des Hauses als Mutter und Witwe machten mir heiß genug; doch habe ich dem Hausfreund immer gerne an seinem Bienenstand geholfen, wenn die Arbeiten wie beim Schwärmen oder beim Honigschleudern dem alt gewordenen Herrn zu beschwerlich wurden und dabei habe ich gelernt, was mir später sehr zu statten kommen sollte. Zum eigenen Betrieb kam ich aber auf diese Weise.





Der gute liebe Herr, der bereits so manches Jahr in unserm Hause gewohnt hatte und nachgerade einer der Unseren geworden war, fing eines Tages an zu kränkeln und diese Krankheit, in der wir ihn so gut gepflegten wie es leibliche Angehörige nicht besser vermögen, war eine Krankheit zum Tode. Sein Gott hatte ihm diese Krankheit als einen Boten von oben geschickt, daß es bald für ihn Zeit sei, aus der Fremde dieser Erde in die ewige Heimat einzukehren. Unser kranker Hausfreund verstand den Wink dieses Boten und machte sich als gehorsamer Knecht, der geht, wenn der dort oben ruft, reisefertig. Da lud er eines Abends, es war sein letzter auf dieser Erde, mich an sein Bett, nahm meine Hand in die seine und dankte mir noch einmal für alles, was ich und die Meinen an ihm, dem Fremden, gutes gethan hatten. Dann sank er vor Schwäche in das Kissen zurück. Schon meinten wir, sein letztes Stündlein sei vorhanden. Die Kinder und die herbeigerufenen Nachbarn, die den Sterbenden alle gar wohl leiden mochten, beteten mit mir unter Schluchzen und vielen Thränen für ein gnädiges Abscheiden seiner Seele. Da schlug er noch einmal die lebensmüden Augen auf, suchte noch einmal mit zitternder, erkaltender Hand die meine, dieweil ich neben ihm stand, und öffnete die Lippen zum letzten Worte: „Vergeßt“, sprach er, „meine lieben Bienen nicht; sie gehören Euer, wie alles, was ich habe. Aber vergeßt sie nicht! Verkauft sie auch nicht! Es ist ein Segen darin.“

Das war sein letzter Wille, sein kurzes aber heiliges Testament. Dann wendete er das müde Haupt zur Wand hinüber, wo des Heilands Bild zu ihm herunter sah — und verschied. So bin ich, eine alte Witwe, Bienenzüchterin geworden. Ich mußte es jetzt werden; denn das Testament eines Sterbenden, auch wenn es kein Notar geschrieben und versiegelt hat, ist einem Christen heilig.

Schon manches Jahr ist gekommen und gegangen, seit wir den Hausfreund zu seiner Ruhe gebracht haben. Was

aber der Sterbende, dessen letzter Gedanke seine verlassenen Bienenlein waren, mir auf die Seele gebunden hat, habe ich gehalten. Mit aller Sorgfalt und Treue, so gut ich's vermag und gerade so, wie ich's bei ihm gesehen und gelernt habe, bin ich den verwaisten Lieblingen unseres Hausfreundes eine liebende Mutter geworden. Darum thut mir's jedesmal einen Stich in das Herz, wenn ich wie vorhin sehen muß, daß unverständige oder herzlose Menschen die armen Bienen so unsanft stoßen und quälen.

Auch habe ich es nicht zu bereuen gehabt, daß ich eine Bienenmutter, wie sie mich im Thale heißen, geworden bin. Manch schöner Gulden ist mir durch die Bienen und ihren Honig zu rechter Zeit in das Haus gekommen. Ich selber aber habe noch einen besonderen Segen davon gehabt. Meine Kinder lernten an den Bienen die unschätzbaren Tugenden des Fleißes, der Ordnungs- und Sparsamkeit und der Eintracht. Auch halte ich es jetzt für mein Teil gerade so wie der selige Hausfreund pflegte. Wenn mir nämlich im Leben etwas wider den Kopf geht und mein Herz anfangen möchte, ungeduldig und unruhig zu werden, wenn mir nichts mehr recht gefallen und behagen will, dann — gehe ich allein zu meinen Bienen. Da ist mir's, als würde der alte Hausfreund bei mir stehen und mich trösten. Da zieht Ruhe und Friede in das Herz hinein. Und das ist auch etwas wert im Leben. Schon manchmal hätte ich von Liebhabern für die Bienen und ihr zierliches Haus, in dem sie mit ihren Häuslein als unter einem gemeinsamen Schutz und Schirm gegen Wind und Wetter untergebracht sind, ein schönes Stück Geld eintauschen können. Aber sie sind mir für Geld nicht feil. So lange ich lebe, will und muß ich sie behalten, pflegen, lieben und hüten. Sie haben mir's angethan und, was die Hauptsache ist, es ist ein Segen darin.

Zum Schlusse aber muß ich gar schön bitten, lieber Herr, halten Sie mich ja nicht für hoffärtig, daß ich alte Bauersfrau





von Mignitz hier in Graz die Landesausstellung mit Bienen und Honig besuche. Aus mir selber hätte ich's, Gott weiß es, nie gethan. Es hat mich Überwindung genug gekostet. Aber die Grazer Herren vom Bienenverein sind an allem schuld. Diese haben mir, weil sie meinen Stand kennen und dann und wann besuchen, keine Ruhe gelassen, bis ich zur Beschickung der Ausstellung einwilligte und auch meine Teilnahme an der großen Wanderversammlung versprach. So bin ich hierhergekommen. Ich will aber Gott danken, wenn ich erst wieder mit den armen Bienen die Stadt verlassen kann und wir miteinander wieder zu Hause sind."

Soweit die einfache aber ergreifende Erzählung der Frau. Der geneigte Leser und die noch geneigtere schöne Leserin dieses Bienenbuches wissen jetzt, warum ich mir herausnahm, in die Wunderwelt der symbolischen Bienennatur auch ein Stück idyllischen Stilllebens aus der Wirklichkeit der Gegenwart mit aufzunehmen. Die liebe Bienenmutter selbst möge dem Schriftsteller ob der poetischen Lizenz nicht böse werden.

Damit aber jeder Zweifel an der historischen Wahrheit dieser lieblichen Bienenzüchter-Idylle schwinde, nenne ich zur Ehre unseres ganzen Imkerstandes auch den ganzen Namen unserer steierischen Bienenmutter. Sie heißt Magdalena Hermann Wwe. und lebt, so Gott will, bis auf diesen Tag in Mignitz bei Bruck a/Mur.

In der That, es war so wie die Frau, die vor mir, dem Fremden, ihr gutes, treues, deutsches Herz ausgeschüttet hatte, erzählte. Einige Grazer Imkerfreunde, mit denen ich im Laufe des Tages noch über meinen interessanten Zwischenfall redete, haben die Selbstbekenntnisse der braven, ehrenwerten Frau mit Freuden bestätigt und die hohe Preisrichterkommission der XXXV. deutsch-österreichischen Wanderversammlung beziehentlich deren Ausstellung hat ihres Amtes gut gewartet: Der Bienenmutter von Mignitz fielen zwei schöne Preisauszeichnungen zu. Dadurch ist ihrem stillen Verdienste vor den Augen der Imker-



welt die gebührende Anerkennung widerfahren. Den besten Lohn aber trägt die bescheidene Frau, wie ich weiß, in sich selbst. Dieser Lohn ist köstlicher denn Gold und viel feines Gold.

Ob sie ihre „Weinlin“ wieder glücklich nach Mignitz in die Heimat, auf den Stand ihres schönen Bienenheims zurückgebracht hat? Wir wollen es hoffen, wollen dazu wünschen, daß sie noch manches Jahr, dem Testamente des sterbenden, jetzt seligen Hausfreundes getreu, als echte Bienenmutter ihre Lieblinge pflegen und auf Kind und Kindeskind, bis in das dritte und vierte Glied die Kraft dieses Haussegens vererben möge.

Nun ade, liebe Bienenmutter von Mignitz! G'hüt Gott im neuen Jahre 1891 und einen herzlichen Imkergruß und deutschen Handschlag von dem Sie hochschätzenden Herrn aus Baden, aus dem schönen Nachbarlande des wiedergewonnenen deutschen Elsaß, wo einst die Wiege Ihres in Gott ruhenden Vaters gestanden hat!

Noch rauscht der Rhein mit seinen grünen Wellen zwischen den beiden Nachbarlanden mit ihren Bruderkämmen mächtig durch die Ufer hin. Noch grüßen des Schwarzwalds finstere Tannen im Morgen- und im Abendrot des Wasgau's blaue Berge. Noch ragt Meister Erwins herrlicher Münster zu Straßburg, „der wunderschönen Stadt“, majestätisch zum Dome des Himmels empor. Noch lebt deutsche Art und Zucht, deutsche Sitte und deutscher Glaube in dem treuen Herzen eines biederen Volkes. Und deutsche Worte und deutsche Lieder klingen mächtiger und verheißungsvoller als je aus dem Munde eines neuen Geschlechtes zur Ehre des großen deutschen Vaterlandes.

G'hüt Gott!

























